

003. 345 (= 8)

Ганбу-мучес

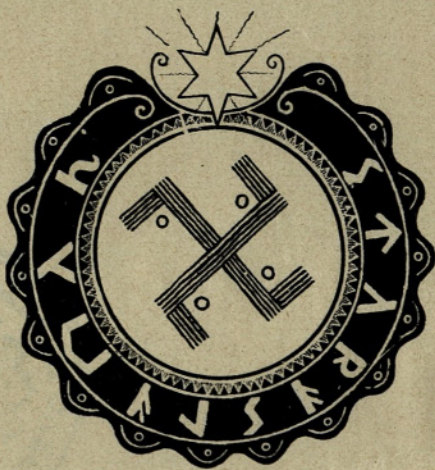
۲



II
BIBLIOTHEK »STAROSLOVAN«

I. BAND.

Slavische Runen-Denkmäler.



KREMSIER 1915.

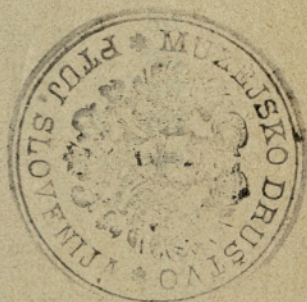
DRUCK UND VERLAG VON HEINRICH SLOVÁK IN KREMSIER.

IN KOMMISSION BEI **OSWALD WEIGEL**, LEIPZIG, KÖNIGSTRASSE 1.

SLAVISCHE RUNEN-DENKMÄLER

VON
MARTIN ŽUNKOVIČ,
k. u. k. Major d. R.

MIT 3 SCHRIFTTAFELN UND 102 TEXTILLUSTRATIONEN.



KREMSIER 1915.

DRUCK UND VERLAG VON HEINRICH SLOVÁK IN KREMSIER.
IN KOMMISSION BEI **OSWALD WEIGEL, LEIPZIG**, KÖNIGSTRASSE 1.

BIBLIOTHEK STAROSLOVANSKY

SLAVISCHE

RUNEN-DENKMÄLER

Runen-Denkmäler.

VON

Nachdruck und Übersetzungsrecht vorbehalten.

4015



N 1034-D

9. XI. 49

INHALT.

	Seite
Vorwort	VII
Einführung in die Runenkunde	1
I. Wendische Runendenkmäler	13
Allgemeines	15
a) Die wendisch-heidnischen Devotionalien	17
b) Die wendisch-heidnischen Grab-Amulette	46
c) Die Urnensteine von Mecklenburg	53
Die Wegweiser von Mikorzyn	60
Der Tonkopf von Pommern	63
Münzen	64
Schmuckobjekte	72
II. Slavakische Runendenkmäler	77
Allgemeines	79
Die Felsinschrift auf dem Velestur	79
Die Steininschrift auf dem Smrčnik	82
Ein gefälschtes Runendenkmal	84
III. Etrurische Runendenkmäler	87
Allgemeines	89
Der Sarkophag von Perugia	97
Der Grenzstein von Rocchetta	98
»Mužina«-Spiegel	98
»Mužina«-Figur	100
»Losna«	101
Urne mit der Aufschrift »Lačnemi«	101
Metallschalen mit Inschriften	101
Kameen	107
Der Grenzstein von Monte Pore	107
Das Mumienband in Zagreb	109

Vorwort.

Das vorliegende Werk, das als heftweise Beilage der wissenschaftlichen Revue „Staroslovan“ in den Jahrgängen 1913 und 1914 erschien, ist hiemit abgeschlossen. Die ernste Absicht des Verfassers, noch den eitrurischen Runendenkmälern eine breitere Behandlung zuteilwerden zu lassen, wurde durch den Kriegausbruch unmöglich gemacht, daher auch schon das letzte Forschungsobjekt des Buches, das „Mumienband in Zagreb“ nicht mehr erschöpfend behandelt werden konnte.

Nichtsdestoweniger zeigt aber das Gebotene, dass hier sozusagen mit dem Dampfpfluge ein grosses, die Sprach- und Kulturverhältnisse geschichtlich dunkler Zeiten ausserordentlich klärendes Wissensgebiet, das bisher als ein vollkommen steriles Phantasieland galt, plötzlich tief aufgeackert und dessen enorme Fruchtbarkeit erwiesen wurde.

Das Thema „Slavische Runendenkmäler“ bedeutet daher das plötzliche Aufkeimen eines völlig neuen Wissenszweiges, denn dass es konkrete Belege für eine slavische Literatur in Runenschrift, und noch dazu in so überwältigender Vielseitigkeit gibt, damit wollte sich bisher schon deshalb niemand befassen, weil allzuviel Schlagbäume davor niedergelassen waren. Der Verfasser musste daher vor allem auch beweiskräftig die irrlichternde Völkerwanderungshypothese vernichten, um den Auslauf für die Forschungstätigkeit auf diesem Gebiete bis in die graue Unendlichkeit unserer Vorgeschichte bahnfrei zu gestalten. Mit dem landläufigen und gedankenlos nachgesprochenen Hinweise, es seien dies alles gutgelungene Falsa, lässt sich daher nicht weiter spiegelfechten, denn jede Fälschung setzt ein Original voraus, und wir sind zweifellos und nicht vereinzelt auch schon in jene Zonen gedrungen, wo die echten Vorlagen offen aufliegen.

Sollten es die Lebensschicksale dem Verfasser möglich machen, sich in dieses Forschungsgebiet späterhin nochmals vertiefen zu können, so dürfte dieses Werk noch eine wesentliche Inhaltsbereicherung erfahren; treten jedoch dies ausschliessende Verhältnisse ein, so mögen andere an dem abgerissenen Faden weiterspinnen; der schwierigste Teil der Arbeit liegt aber für jeden Fall hier schon bewältigt vor. —

Standort der 3. oper. Armee im Februar 1915.

Der Verfasser.

Einführung in die Runenkunde.

Es hat bis nun selten etwas darüber verlautet, daß es überhaupt slavische Runendenkmäler gäbe, denn Kollár wurde mit seinen Entdeckungen slavisch-italischer Runenschriften allgemein abgewiesen und verlacht, und die wendischen wie slovakischen Zeugnisse dieser Richtung wurden, um mit diesem Thema die bereits festgelegten wissenschaftlichen Hypothesen nicht zu belasten oder gar zu irritieren, nach alter Gewohnheit kurzweg als gefälscht und unterschoben erklärt, umsomehr, als man dazu nie eingeführt wurde, den Slaven eine besondere Kultur in älterer Zeit zuzubilligen. Schrieb man doch ständig die Phrase weiter ab, als ob die Slaven „vom Eichelnfraß und tierischen Gehaben“ erst in der historischen Kulturzeit in gesittete Verhältnisse übergegangen wären! Daß aber dem durchaus nicht so ist und so nicht gewesen sein konnte, läßt sich aus zahlreichen Umständen, namentlich aber aus alten Schriftdenkmälern logisch wie demonstrativ nachweisen.

Man beachte vor allem die Leichtigkeit, mit welcher die Slaven einer fremden Sprache unterliegen, weil sie sich sprachlich leicht akkomodieren. So ist es wohl verständlich, wieso unter den verschiedenen slavischen Gruppen die Deutschen, Magyaren, Italiener, Osmanen dort die Hegemonie an sich gerissen haben konnten, wo sie selbst noch heute in Minorität sind. Aber so muß es da oder dort schon im Altertume gewesen sein, denn die Gemeinsprache der Völker in Mitteleuropa vor einer höheren, sprachlich, staatlich und sozial differenzierten Kulturstufe war wohl die slavische, denn es ist unter der unleugbaren Weichheit und Anpassungsfähigkeit der Slaven geradezu undenkbar, daß sie Europa je bevölkert hätten, wenn sie sich erst von einem kleinen Kerne im fremdsprachigen Milieu aus entwickelt hätten; ja, im Gegenteile, wir können doch der Geschichte wie auch den täglichen Vorgängen untrüglich entnehmen,

daß aus dem unerschöpflichen slavischen Populationsüberschusse alle benachbarten Völker in Europa seit Jahrhunderten ihre Bevölkerungsziffer ununterbrochen ergänzen und — nie umgekehrt.

Es kann daher nicht anders sein, als daß einst ein großer slavischer Block den massiven Grundstock an landessichernder, landwirtschaftlicher, gewerblicher und industrieller Bevölkerung bildete, der aber oft das Selbstbewußtsein und das Vertrauen in die eigene Kraft fehlte, sie sich daher, genau so wie mitunter noch heute, infolge steter kleinlicher Eifersüchteleien und mangelhaften Gefühles der Zusammengehörigkeit, vom Diener zum Herrn nicht überall empor-schwingen oder als Herr nicht dauernd behaupten konnte. Soziale Ober- und Unterströmungen, Mangel an politischer Klugheit und Einigkeit, wirtschaftliche wie kulturelle Zurücksetzungen, falsche Statistik u. drgl. sind es daher, welche heute das Mißverhältnis zwischen Zahl und Macht begründen, und kann dies bei dem gewiß berechtigten Schlusse die Gegenwart der Vergangenheit zu applizieren, auch einst nicht anders gewesen sein. — Aus mehr oder minder verlässlichen Quellen weiß man sogar, daß schon die Römer, Griechen, Perser, Spanier aus der vorgefundenen einheimischen Bevölkerung ihre Heeresmacht ergänzten; so hatte z. B. Xerxes die „moži“ vom Pontus Euxinus, also Russen in seinem Heere.

Da aber der Name „Slave“ in der ältesten Geschichte oder Geographie nicht vorkommt, schließt die Wissenschaft die Existenz der Slaven in jener Zeit *a priori* aus. Dabei ist immer der grundfalsche Schluß maßgebend: der Schriftsteller A sagt, hier wohnte dieses Volk, der B nennt an derselben Stelle ein anderes; der C bringt einen dritten Namen und darauf wird der eitle Trugschluß und verschobene Plan einer Phantasievölkerwanderung aufgebaut, ohne zu bedenken, daß die Verhältnisse dermalen die gleichen sind, denn wenn verschiedene Schriftsteller heute: Böhme, Čeche, Mährer, Hanake, Slovake und ähnlich schreiben, so können dies ethnographisch immer die gleichen Begriffe sein. In dieser Außerachtlassung des Vergleiches liegt die Wurzel aller Unstimmigkeiten und Unverständlichkeiten der älteren Phase der Völkergeschichte: die Volksnamen wechseln, die Sprache wechselt, aber das Volk bleibt in Hinsicht auf die Rasse im großen dasselbe.

Es ist daher ganz falsch heute z. B. von Germanen als einer eigenen Rasse oder spezifischer Sprache zu sprechen, wo doch nur von einer sprachlichen Umwertung derselben die Rede sein kann. Weiß man z. B., daß die heutigen Preußen nur germanisierte Wendo-

Slaven sind, da die Diffusion erst vor wenigen Jahrhunderten endete, so ist es folgerichtig und selbstverständlich, daß auch die ältesten Kultur- und Schriftfunde daselbst von Slaven stammen und den Charakter der Sprache und Eigenart derselben tragen müssen; ja, sie wären gerade dann verdächtig, wenn dies nicht der Fall wäre. — Es fiel bisher auch noch niemandem ein babylonische, hebräische oder chinesische Kulturfunde nicht den Babyloniern, Hebräern oder Chinesen zuzuschreiben, nur bei den Slaven wird sonderbarerweise immer eine Ausnahme gemacht, weil der überzeugende Nachdruck seitens der Wissenschaft hiebei normal versagt.

Einen rein pathologischen Charakter hat daher auch die empirische Feststellung, daß in der Regel keine Runenschrift so lange als verdächtig angesehen wird, als sie nicht sprachlich gedeutet erscheint; erst in jenem Momente, als das dunkle Mysterium fällt und deren slavisch-sprachliche Provenienz erkannt wird, beginnt man grundsätzlich die natürliche Herkunft derselben anzuzweifeln oder sie gleich als Fälschung zu proskribieren.

Einer ähnlichen Auffassung oder Fehlerquelle entspringt auch unsere Verwunderung, daß unter der Unzahl von Schriftdenkmälern altitalischer Heimat an 7000 solcher anzutreffen sind, die keine lateinischen Schriftzeichen aufweisen, oder wenn ja, keine lateinische Interpretation zulassen. Es sind dies die Münzen, Grabsteine, die Kultus- und Gebrauchsgegenstände der Bauern, Gewerbetreibenden, Industriellen u. ä. an den verschiedensten Orten aus einer Zeit, als die Stammbewohner selbst wohl in Majorität, aber nicht zugleich die Regierenden waren. Ähnliche Verhältnisse finden wir ebenso noch heute genug. In Österreich-Ungarn ist die Regierungssprache deutsch bezw. magyarisch, obschon die Slaven numerisch in Majorität sind, ja die militärische Dienstsprache ist in beiden Gebieten die deutsche; nichtsdestoweniger sind aber z. B. die Grabschriften in allen gangbaren Sprachen des Reiches gehalten und wird es einer, selbstredend humanen Behörde nicht beifallen, dies etwa zu verbieten. — Es scheint daher, daß die Römer alle Stammbewohner Italiens niemals zur Gänze latinisiert haben konnten, was sehr wahrscheinlich klingt, da sich bekanntermaßen die Römer das gewaltsame Aufdrängen ihrer Sprache niemals besonders angelegen sein ließen.

Es ist daher heute, nachdem sich die mit der Urgeschichte der Sprache und Kultur der Altslaven beschäftigende Literatur sehr erfreulich hebt, ganz sinnlos geworden, die gangbare Mähre zu verteidigen, daß die alten Slaven keine Schrift gekannt oder gebraucht und deshalb auch keine schriftlichen Denkmäler aus

ihrer Urzeit zurückgelassen hätten. Die Gegenbeweise sind entschieden da, und wenn darunter Steine sind, die seit dem Jahre 79 n. Chr. unter harter Lavadecke in Herculaneum und Pompeji ruhten, so war es wenigstens durch ungefähr 1900 Jahre nicht möglich, sie etwa zu fälschen, denn die Geschichte von heute sagt, daß die Slaven vier Jahrhunderte später kamen, und überdies in Süditalien nie waren. Hoffentlich werden die folgenden Beweise die Klärung dieses Geschichts- und Gelehrtenirrtums besiegeln.

Es ist auch nicht verständlich, weshalb gerade die Slaven keine eigene Schrift besessen hätten, da es in der Natur eines jeden Volkes, zumal mit einer solchen Kultur, wie man sie gerade an den Gegenständen der Grabstätten vorfindet, liegt, allgemein oder relativ Wichtiges in irgendeiner Weise festzuhalten, umsomehr als doch einzelne Indianerstämme, die Urbewohner von Celebes, Java, Äthiopien, der Philippinen u. a. ihre eigene Schrift besitzen, ohne in kultureller Hinsicht je eine nennenswerte Rolle gespielt zu haben. — Die Slaven hatten in alter Zeit eine, heute als „Runen“ benannte Schrift, welche derart eingebürgert gewesen sein muß, daß selbst die christlichen Missionäre, um Lehrbüchern bei den Slaven Eingang zu verschaffen, ohne weiters auch deren Schriftzeichen annahmen. Am treuesten scheint dies durch den dalmatinischen Priester Hieronymus im III. Jahrhunderte geschehen zu sein, vom dem das glagolitische oder hieronymische Alphabet (Bukvica) der slavischen Kirchenbücher herrühren soll, während sich Cyrill und Method im IX. Jahrhunderte mehr an die griechische Schrift lehnten, wenn dies nicht umgekehrt der Fall war, d. h. diese längst vorhandene Schrift von den Griechen selbst weitergebildet worden ist, denn die ältesten griechischen Schrifttexte, wie sie z. B. auf Melos, in Korinth u. a. vorgefunden wurden, sind den primitiven Runen weit ähnlicher, als dem heutigen griechischen Alphabete. —

Man muß da auch wieder einmal gewisse, in der Praxis erstarrte schultechnische Begriffe überprüfen. — So lesen wir bei Strabo, daß die Bewohner Massalias mit „griechischen“ Zeichen schreiben. Desgleichen erzählt Caesar (*De bello gallico*), daß im Lager der Helvetier mit griechischen Lettern geschriebene Tafeln vorgefunden wurden. Wären nun diese Texte tatsächlich griechisch gewesen, so hätte sie Caesar oder jemand aus seiner Umgebung, die doch griechische Bildung genossen, lesen können, so war ihnen aber die Schrift ihrer Form nach äußerlich allerdings nicht ganz fremd, wohl aber der Inhalt, welcher augenscheinlich der den Römern unverständlichen „keltischen“ oder „gallischen“ Sprache angehört haben mag.

Es ist aber sicherlich nicht leicht heute den Schrifttext auch einer bekannten Sprache zu entziffern, wie sie vor zweitausend und mehr Jahren gesprochen und geschrieben wurde, da man nicht mehr den Artikulationsmodus und die schriftliche Darstellungsmethode der Aussprache von Einst nachprüfen kann, und bilden namentlich die Zischlaute oder die Sibilanten dabei die größten Lösungsschwierigkeiten. Wir müssen uns daher bei den Entzifferungen an die, wenn auch nicht ganz klare Buchstabierung der Lautfolge im kleinen einerseits, andererseits aber an den logischen Inhalt im großen anlehnen, denn auch unsere ältesten Vorfahren werden auf einem bestimmten Objekte nur das aufgeschrieben haben, was mit diesem organisch zusammenhängt, denn das entscheidende Machtwort spricht dabei doch immer die Impression. Wir müssen daher vor allem die Bedeutung unserer primären Wortformen kennen, denn erst dann kann das Verstehen der alten Schriften eine wissenschaftliche Bereicherung bedeuten.

Eine weitere Schwierigkeit ergibt sich auch daraus, daß man nicht weiß, wie weit verschiedene Völker dieselben Alphabete und die gleichen Runenzeichen gebrauchten, denn es sind Beweise da, daß ein und dasselbe Volk in verschiedenen Zeiten und Gegenden, aber ebenso auch gleichzeitig verschiedene Schriften gebrauchte, sowie daß die Lesung einmal von rechts nach links, ein anderesmal von links nach rechts wie auch ackerlinienartig (bustrophedontisch) geschah, also demselben Zeitgeschmacke unterlag, wie wir ja auch heute diesen oder jenen Schrifttypus bevorzu genoder vernachlässigen, sowie in demselben Schriftstücke lateinische, kurrente, griechische, hebräische u. a. Schriften anwenden können.

Man behauptet überdies ziemlich allgemein, das die Runenschrift eine Geheimschrift war, weil „runo“ gleichbedeutend sei mit Geheimnis, denn das deutsche „raunen“ bedeute: Geheimnisse zuflüstern, welche Ansicht allerdings nur richtig wäre, wenn „raunen“ Geheimnisse verhüllen bezeichnen würde. Diese Etymologie ist aber hier zweifach widerlegbar. — Als Geheimnisse können die Runen allerdings auch angesehen werden u. zw. vor allem für den Analphabeten, genau so wie die heutige Schrift einem solchen ein Geheimnis ist; überdies bildeten die Runen wohl auch seit jener Zeit, als man sie nicht mehr zu lesen verstand, und dieses währt bis heute, ein allgemeines Geheimnis. — In ganz analoger Weise entwickelte sich im Slavischen der Begriff: čaroděj, čarodelník, čarodelec, čarovník, d. i. derjenige, der „čare“ (=Striche) macht, mithin schreiben kann, was aber heute schon der Bedeutung: Zauberer, Zauberkünstler gleichkommt. Was er

schrieb, verstand der des Lesens Unkundige einst natürlich nicht, daher solche Zeichengruppen für den Analphabeten eine geheime oder apokryphe Bewertung annehmen mußten.

Andererseits aber kann eine öffentlich verwertete Schrift keine Geheimnisse enthalten, die man in Bronze, Eisen, Stein und Holz mühsam einmeißelt oder in gebrannten Ton eingräbt, und so der Welt offen darbietet, wie z. B. auf Waffen, Schmuckstücken, Weihobjekten und sogar Naturfelsblöcken längs einer für den allgemeinen Verkehr bestimmten Kommunikation. — Die sogenannten „Buchenstäbe“ waren sonach auch keine geschnitzten Einzelrunen oder Typen, sondern enthielten einen gedankengemäß geordneten Text größeren oder kleineren Umfanges, also zwecks Fixierung von Gedanken, die man erhalten oder jemand anderem mitteilen wollte, waren also eine primitive Form von Briefen.

Es ist daher schon im Prinzipie nicht ernst zu nehmen, daß man je solche beschriebene „Buchenstäbe“ wahllos hingeworfen und daraus gewissagt hätte, weil man ja daraus gleich fertige, inhaltlich geschlossene Texte erhalten mußte, daher nichts zu deuten übrig blieb. Es ist daher das deutsche Wort „Buchstabe“, analog wie das slavische „buki, bukva, bukvisa“ (= Buchstabe, bildlich dargestellter Laut) nicht von „Buche“ (botanisch), sondern von „Buch“, d. i. Laute, die zusammengesetzt ein Buch, eine Rolle, also einen zusammenhängenden Text geben, abzuleiten.

Hingegen mag es vollkommen richtig sein, daß man im Ur-anfange Wichtiges als Einschnitte (Einkerbungen), die gewisse Naturformen des darzustellenden Objektes nachahmten und zugleich als mnemotechnische Hilfsmittel dienten, im Holze einkerbte, denn auch in der Edda wird wiederholt darauf angespielt, wie: „Urgötter gruben, Urredner ritzte, Asenhaupt schnitt sie ein, weißt du zu ritzen u. ä., wodurch eine Art Bilderschrift entstand, die erst dadurch zu einer Lautschrift wurde, daß sich der phonische Begriff für ein Objekt mit dessen graphischer Darstellung identifizierte und konventionelle Werte annahm.

Die Bildung der Runen ging aber genau so vor sich, wie jede Original-Schriftbildung vor sich geht, d. i. durch Analphabeten. Haben sich solche etwas vorzumerken, so wenden sie hiefür naheliegende Zeichen an, und diese sind bis zu einer gewissen Grenze immer dieselben und sozusagen dem äußeren Eindrucke angepaßt, denn das „o“ ist z. B. in fast allen Sprachen durch eine Einkreisung dargestellt, weil der Mund bei der Aussprache eine ähnliche Form, wie das „o“ einnimmt; „i“ ist immer das einfachste Zeichen, weil

der Laut sozusagen durch die Zähne gepreßt wird u. ä. — So paradox nun auch die Erklärung klingt, so klar ist es, daß an verschiedenen Punkten und zu verschiedenen Zeiten durch Analphabeten die Grundzüge einer Schrift entstehen, wobei die Grundformen bis zu einer gewissen Grenze die gleiche äußere Beeinflussung zur Schau tragen. Die Schriftvarianten hingegen sind Folgerungen persönlicher Auffassungen und manueller Fertigkeiten, die daher immer eine Art Individualitätscharakter annehmen.

Über den Ursprung der Runen wurden seit jeher die abenteuerlichsten Ansichten verbreitet, die nur den einen Kern haben, daß die Runenschrift eben sehr alt ist. Nebstbei hielten sie die einen für eine Art Bilderschrift oder Hieroglyphen, die anderen für eine magische Schrift. Die einen, wie Joh. Magnus (*Historia de omnibus Gothorum Sveonumque regibus. Romae 1554*), Olaus Magnus (*Historia de gentibus septentrionalibus. Romae 1555*) und Olaf Rudbeck (*Atlantica. Upsalae 1689*) sehen in den Runen Denkmäler aus der Sintflutepoche; Joh. Perinskiöld (*Vita Theodorici etc., Stockholmiae 1699*) glaubt, daß Magog, ein Sohn Japhets, die Runen nach Schweden gebracht habe; Ole Worm (*Danica literatura antiquissima. Hafnicae 1651*) meint hingegen, sie sei in Asien entstanden und mit den ersten Besiedlern Europas mitgebracht worden. Jan Ihre (um 1770) schreibt die Erfindung der Runenschrift den Skythen, Sjöborg (1805) hingegen den Phöniziern zu, kurzum es spinnen sich da die phantastischsten Kombinationen über die Runen-genesis durch alle Zeiten bis heute fort. Nach Skandinavien brachte angeblich der Fürst Odin im III. Jahrhunderte n. Chr. den Gebrauch zum Andenken an tapfere und verdiente Männer große Steine aufzurichten und sie mit Runeninschriften zu versehen; so erklärt es sich auch, daß man in der schwedischen Provinz Upland an 700 Runensteine fand, weil dort augenscheinlich diese Sitte allgemeiner war als wo anders; man weiß aber überdies auch, daß es früher weit mehr solcher Steine gab, aber sie wurden mit der Zeit bei allerlei Bauten verworfen.

Die Summe aller bezüglichlichen Erfahrungen führt aber zu folgendem begründeten Schlusse:

- a) die Runenschrift ist die älteste erhaltene Schriftform phonetischer Richtung; sie ist daher weder eine exotische noch eine geheime Schrift;
- b) die meisten bekannten und gangbaren Schriftarten entwickelten sich aus den runischen Vorbildern;

- c) scheint es, daß die Runen die Urschrift der Slaven bildeten, weil die Etymologie des Begriffes „Rune“ die Selbstdefinition bietet, denn im Slavischen bedeutet „ruti“ = ausreißen, Vertiefungen machen, und „riti“ = eingraben, ritzen, was auch natürlich erscheint, denn die Buchstaben wurden in harte Gegenstände, wie: Stein, Metall, Knochen, Holz, Baumrinde, Wachs u. dgl. eingegraben.

Solche Schriften finden sich vor auf: Speerblättern, Lanzenschäften, Schwertern, Messern, Scheidenbeschlägen, Schildbuckeln, Helmen, Glocken, Vasen, Tellern, Diademen, Spangen, Kämmen, Ringen, Goldhörnern, Münzen, Brakteaten, Urnen, Grabsteinen, Grenzzeichen, Wegweisern, dann Naturfelsen und Steinblöcken.

Es sei aber hiemit auch keineswegs behauptet, daß alle vorhandenen Runendenkmäler slavische Texte aufweisen, denn ebenso wie man z. B. mit lateinischer Schrift Slavisch, Deutsch, Lateinisch, Französisch, Magyarisch u. s. w. wiedergeben kann, können auch die Runen verschiedenen Sprachen zugleich als Schriftbehelf gedient haben, und ist dies ja auch festgestellt, wie es später an einem lateinischen Beispiele gezeigt wird. — Wir kennen doch epigraphische Runendenkmäler von Skandinavien, England, Rhätien, Etrurien, Griechenland, Phrygien, Äthiopien, Amerika (Mississippi-Tal) u. a., nur wissen wir heute noch gar nicht, welcher Sprache sie zuzuschreiben seien, so lange uns die sprachliche Deutung des Geschriebenen ein Rätsel bleibt.*)

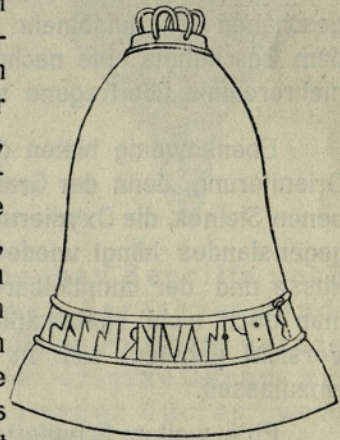
Was die Schrift- und Buchstabenform selbst betrifft, läßt sich im allgemeinen nur sagen, daß jenes Runendenkmal umso älter ist, je einfachere Buchstaben es aufweist und je ärmer das Lautinventar ist. Unterschiede zwischen Majuskeln und Minuskeln wurden bisher an keiner Runenschrift festgestellt; nur das slovakische Runenalphabet fällt insofern von den übrigen auf, daß es die Vokale zumeist verkleinert darstellt. Ligaturen (Buchstabenverbindungen) weisen im allgemeinen auf eine jüngere Entstehungszeit des Runendenkmals.

Es ist nun auch die nicht unwichtige Frage zu beantworten, in welcher Zeit die Runenschrift in Verwendung war, doch besitzen wir

*) Sven Hedin fand bei den Ausgrabungen in der Wüste Gobi (Zentralasien) ein beschriebenes längliches Brettchen, dessen Schrift keiner asiatischen oder sonst bekannten Sprache entspricht und bis heute auch nicht gelöst wurde. An der Fundstelle stand einst ein großes Geschäftshaus, denn an gleicher Stelle wurden auch viele hunderte Papierfetzen mit kommerzieller Korrespondenz in chinesischer Sprache vorgefunden. Augenscheinlich stammt dieser runenartig beschriebene »Brief« aus einer vollkommen fremdsprachigen Gegend.

für die Beantwortung nur allgemeine Zeitgrenzen. Das Hindernis für konkretere Angaben besteht vor allem darin, daß wir schon überhaupt nicht wissen, wann die Runen bei ihrer großen Verschiedenheit und Gebrauchsverbreitung auf diesem oder jenem Gebiete verwendet wurden. Es kann nur als bekannt angenommen werden, daß die Runenschrift in Italien älter ist, als die lateinische; die etruskischen Runendenkmäler können daher ein oder mehrere Jahrtausende vor der christlichen Zeitrechnung schon dort im Gebrauche gewesen sein; sie müssen aber auch später nach Einführung der lateinischen Schrift in Verwendung gestanden sein, da auch bilinguistische Denkmäler gefunden wurden, auf denen der Runentext durch die lateinische Sprache und Schrift kommentiert wird. Auf jeden Fall verliert sich aber schon in der römischen Kaiserzeit die Runenschrift auf italischem Gebiete nahezu spurlos. —

Die jüngsten russischen Münzen mit der Aufschrift „Rurik“ in Runen gehören augenscheinlich in die zwei ersten Jahrhunderte des Mittelalters. — In Schweden und Norwegen wurden Glocken mit nordischen Runeninschriften gefunden, die man der Zeit von 1150—1250 zuschreibt; sie können aber ebensogut 5—6 Jahrhunderte älter sein, nachdem der Glockengebrauch in den nordischen Ländern schon im VI. Jahrhunderte n. Chr. festgestellt erscheint. Eine solche, in Schweden gefundene Glocke (Museum Kopenhagen) hat sogar den lateinischen Text „*yesuz kristas afe maria grasia*“ — in Runen eingraviert. Allerdings kann die Inschrift, die noch von rechts nach links zu lesen ist, auch erst später angebracht worden sein.



Glocke von Smaland
(Museum Kopenhagen).

Eine Mystifikation in einwandfreier slovakischer Runenschrift leistete sich noch i. J. 1872 ein intelligenter Waldheger in Kremnitz, der die Sache wohl sehr anachronistisch ausführte, aber damit mittelbar bewies, daß er zum mindesten einen reellen Behelf, also ein altes Runenalphabet, hiebei benützt haben mußte; er täuschte auch die Gelehrtenwelt damit, trotz der urplumpen Weise, durch volle 40 Jahre, nachdem den Text bis zum Jahre 1912 doch niemand entziffern konnte.

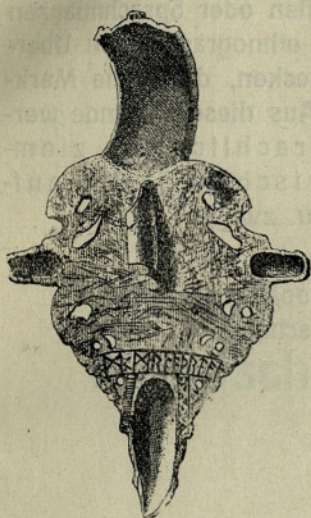
Bedauerlich ist es auch, daß unter den Tausenden der bekannten Runendenkmäler bisher kein einziges entziffertes eine positive Zeitrechnungsangabe bietet, und ist dies, obschon die Texte erst in

geringer Zahl geklärt sind, aus bekannten Gründen auch für die Zukunft nicht zu erwarten. — Die christliche Zeitrechnung hat erst der Abt Dyonisius Exiguus um die Mitte des VI. Jahrhunderts angeregt. Verbreitet wurde diese Ära erst im VIII. Jahrhunderte, und Karl d. Gr. war angeblich der erste Fürst, der sich in Urkunden schon gelegentlich dieser Zeitrechnung bediente; doch erst im X. Jahrhunderte war sie im Abendlande allgemeiner geworden. Alle wichtigen Geschichtsdaten stützen sich daher bis zu dieser Zeit auf Regentenamen; dadurch aber, daß wir dabei oft auch erfahren, wie viel Jahre einer regierte, sind uns weitere Kombinationen erst ermöglicht worden. — In kleineren Verhältnissen dienen aber oft nur Elementarereignisse, Mißjahre, Heuschreckenplagen, große Brände u. ä. als Fixierung einer bestimmten Zeit, wovon wir aber wieder nichts haben. Wenn daher z. B. eine ziemlich umfangreiche slovakische Felsinschrift angibt, daß damals der Herr von Silian das ganze Turocz-Szt.-Martoner Gebiet verwüstete, so wissen wir dabei noch gar nicht annähernd, ob dies etwa tausend Jahre vor oder nach Chr. geschehen ist, umsomehr als die jetzige Inschrift doch schon seit dem Geschehnis eine nachgetragene und ebenso eine schon ein- oder mehreremale übertragene sein kann.

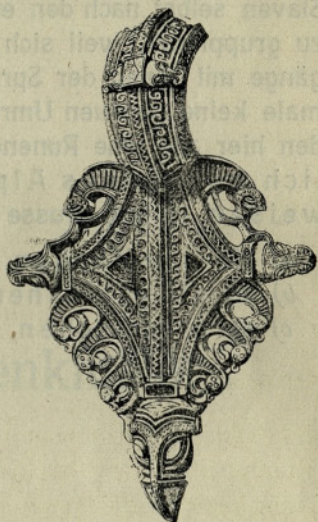
Ebensowenig bieten die Alterseindrücke irgendeine annähernde Orientierung, denn der Grad der Verwitterung eines solchen beschriebenen Steines, die Oxydierung einer Münze, Waffe oder eines Schmuckgegenstandes hängt wieder von dem Einwirken der Witterungseinflüsse und der unmittelbaren Umgebung ab, deren lokale Intensität man doch nicht skalamäßig ablesen kann; kurzum es ist äußerste Vorsicht geboten, sich in dieser Richtung in konkrete Zeitangaben einzulassen.

Eine weitere Schwierigkeit ergibt sich bei der Klassifikation der Sprache einer Inschrift, da die ethnographischen Verhältnisse keines einzigen Gebietes bis ins graue Alter als geklärt angesehen werden können; es kann daher nur die Sprache des Textes maßgebend sein. Doch da handelt es sich wieder darum, ob diese Sprache konsequent eingehalten wurde, denn wir haben genug Inschriften, die zum Teile gut verständlich sind, oder einzelne bekannte und richtig gedeutete Begriffe aufweisen, der Rest ist jedoch wieder ein Sprachrätsel. Es gibt Runendenkmäler von Schweden, Norwegen, Dänemark, Jütland und England, die rein slavische Begriffe im modernen Sprachsinne enthalten, also auf einen slavisch-sprachgenetischen Zusammenhang die Impression üben, aber doch nicht voll verständlich sind. — So stehen z. B. auf einer prächtigen Kleiderspange, die in Etelhem

(Schweden) gefunden wurde, zwei Worte; das letztere lautet zweifellos „vrtal“; das erstere ist aber augenscheinlich der Name des Erzeugers; „vrtal“ bedeutet jedoch im Slavischen: gebohrt, gedrechselt, ziseliert; es ist dies also eine Art Firmadruck des Meisters. Allerdings kann die Spange ja auch aus anderer Gegend hierher gebracht worden sein. — Die Erklärung kann wissenschaftlich nur dahin gelenkt werden, nachdem wie schon W. Grimm („Über deutsche Runen“, Göttingen 1821) aussprach, bisher kein unbezweifelt deutsches Runen-



Spange von Etelhem
(Museum Stockholm).



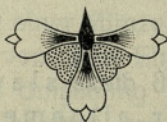
denkmal entdeckt wurde, daß diese slavischen Begriffe noch als Urbestandteile der allgemeinen Sprachverwandtschaft anzusehen seien, daher bei dieser Forschung gerade die slavischen Sprachen als die originelleren am allerwenigsten ausgeschlossen werden dürfen, wenn man der Sache überhaupt einen Ernst entgegenbringen will.

Nachstehend werden nun alle bekannten Denkmäler, welche slavische Texte in Runenschrift aufweisen und menschlich verläßlich als solche angesehen werden können, beschrieben und bildlich dargestellt. Dieselben wurden gebietsweise nach ihrer spezifischen Eigenart und äußeren Form gruppiert, wobei nicht außer Acht gelassen werden darf, daß sich bei einem mobilen Objekte heute der Fundort mit dem Ursprungslande durchaus nicht mehr zu decken braucht, sowie es andererseits auch kein Zweifel ist, dass die Ähnlichkeit der pelasgischen, altgriechischen, lateinischen, etruskischen, iberischen, keltischen, ägyptischen, phönikischen, samarischen und sonstigen morgenländischen Runen mit den slavischen ebenso auf einen ge-

meinsamen Ursprung deutet, wie alle die genannten Sprachen selbst. — Es wäre sonach im Prinzipie garnicht nötig von Runendenkmälern als einer Spezialität von Schrifturkunden zu sprechen, weil sie doch nur die archaische Form unserer heutigen Schriften bilden; aber die Wissenschaft und Kulturgeschichte haben ihnen eine Sonderstellung gegeben, welchem Ausnahmeverhältnisse wir nun gezwungen sind auch weiter Rechnung zu tragen. —

Es ist jedoch auch schwer und unsicher die Runenschriften der Slaven selbst nach den einzelnen Völkerschaften oder Sprachnuanzen zu gruppieren, weil sich die politischen wie ethnographischen Übergänge mit jenen der Sprache nicht immer decken, daher die Merkmale keine genauen Umrisse zurücklassen. Aus diesem Grunde werden hier alle jene Runendenkmäler, die sprachlich ein ziemlich homogenes Alphabet mit slavischem Texte aufweisen, in drei grosse Gruppen vereinigt, u. zw. in

- a) die wendischen, d. i. nordeuropäischen;
- b) die slovakischen, d. i. die mitteleuropäischen, und
- c) die etruskischen, d. i. die südeuropäischen. —



Wendisches Runenalphabet.

I.

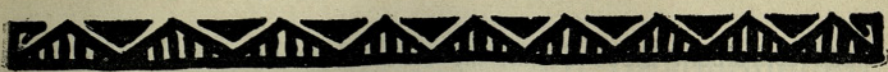
Wendische Runendenkmäler.

Wendische Runenbenkmlister.

Wendisches Runenalphabet.

a	X λ γ 4 J 1 λ x x	l	┐ ^ n r
b	t t t t t t	m	ψ ψ ↓ ψ φ
c	∠ ↓ ↓ ±	n	h h h
d	P p p p d d	o	1 1 1 1 1
e	f f f f f f	p	π r γ m
f	f f f f	r	P P R
g, k	γ γ [	s	h n z n n
i (y)	l s j y	t	↑ ↑ ⊠
j	X (?)	u	n n p d
je, jo	*	v	n n
ja	λ	z, ž, č	h h T h h

Anmerkung. Der Laut »h« scheint zu fehlen. — In älteren Denkmälern gilt »u« zugleich als »v«. — Mitunter sind die Laute verkehrt dargestellt, ohne daß sich deshalb der Leseanfang dem akkomodiert.



Allgemeines.

Die nordslavischen Runendenkmäler können unter Beiziehung der beigegebenen Tabelle „Wendisches Runenalphabet“, in welcher die hauptsächlichsten Buchstabenformen und Schriftvarianten aufgenommen sind, von jedermann selbst gelesen und verlässlich überprüft werden. — Tafel I.

Das Lesen dieser Schriften ist im allgemeinen nicht erheblich schwer, da sich aus mehreren Jahrhunderten genug wendische Runenalphabete erhalten haben; hingegen ist aber die Deutung der Texte oft eine äusserst mühsame, weil die originalslavischen Begriffe in Bezug auf ihre primäre Form schwer sicher erkennbar und namentlich betreffs ihrer Bedeutung recht schwankend geworden sind, zumal doch jede Wortform in Raum und Zeit bedeutende, ja oft radikale Änderungen erfahren kann. So haben wir es gerade bei den wendischen Runen vorwiegend mit der altpreussischen und slovinzischen Sprache zu tun, die eine um die andere ausgestorben sind. Jede absterbende Sprache ist aber schon vor ihrem Kollaps durch die vorausgehende, meist jahrhundertelange Diffusion der ablösenden Sprache gründlich verballhornt. Es stellen sich daher oft hartnäckige sprachgenetische Schwierigkeiten in die Quere, die proportionell mit dem Schwinden der Originalität einer Sprache wachsen, daher auch die älteren Denkmäler leichter zu agnoszieren und zu deuten sind als die jüngeren. Und auch dies ist historisch begründet, denn ganz Deutschland ist in Wirklichkeit doch nur ein grosses slavisches Gräberfeld und sind hierbei die Preussen (Prusi, Borussi) die jüngsten germanisierten Slaven.

So sind z. B. die altpreussischen Totenklagetexte, die auch dem Polnischen sprachlich am nächsten kommen, noch heute dem Nordslaven vollkommen verständlich, wie: „*Halele, lele, y procz ty mene umral? Y za ty nie miel szto iesty albo pity, y procz ty umral? Y za ty nie miel krasie miodzice, y procz ty umral*“ usw. — Hingegen liess Herzog Albert von Preussen um das Jahr 1550 die lithurgischen Gebete der preussischen Slaven gleichzeitig in zwei Redaktionen

niederschreiben. Diese Texte, die schon jeder für sich starke Unterschiede aufweisen und zur berechtigten Ansicht führen, dass die beiden Verfasser die eigentliche Volkssprache gar nicht oder in recht unzulänglicher Weise verstanden haben konnten, kann ein Slave von heute kaum mehr auch nur als entfernt verwandt ansehen, denn das Vaterunser lautet, wie es Harlknoch (*Chronicon Prussiae*, 1679) wiedergibt, folgendermassen: *Thavve nouson kas thou aesse aendengon. Svvyntits vvirse tvvais emmens. Pareyse noumans tvvayia vieky. Tvvais quaits audaseysin na zemmiy usw.* Allerdings müssen sich die beiden Redakteure dabei auch eine Schwerfälligkeit in der Transskription zurechtgelegt haben, die den Originaltext jedermann als fremdsprachig suggerieren musste. Überdies sind die Vergleiche und Nachprüfungen selbst umso schwieriger, weil die Literatur dieser abgestorbenen Sprachen über einen äusserst dürftigen Nachlass verfügt. —

Ein kleines Wörterbuch der wendisch-preussischen Sprache hat sich von Plato erhalten, welcher im Kreise Lüchow lebte und dort einige sprachliche Aufzeichnungen machte. Das Vaterunser, wie es sich ansonst in der Tradition bis vor etwa 120 Jahren im Lüchower Kreise erhalten, lautete nach den phonischen Aufzeichnungen des Grafen Johann Potocki (1794) folgend:

„Nesse wader, to toy Jiss, wa nebiss hay, siungta Woarda Tygti Cheyma tujae Rick kommae.

Tia wiliae szymweh Rok wa nebiss hay, kak no zimie.

Un Wy by doy nam nesse chrech kak moy Wy by dayne nessen Chresmarym.

Ni bringwa nass na Wasskonie day lizway nes Wit Wyskak chandak. Amen.“ —

Die zahlreichsten, ältesten und kulturgeschichtlich wertvollsten wendischen Runendenkmäler sind in Mecklenburg u. zw. im Gebiete nächst des Tollensees gefunden worden; in der Wissenschaft sind sie allgemein als „Rhetra“-Altertümer benannt und bekannt. Sie bilden drei Gruppen u. zw.:

- a) die wendisch-heidnischen Devotionalien (Sammlung des A. Masch);
- b) die wendisch-heidnischen Grab-Amulette (Sammlung Sponholtz);
- c) die wendisch-heidnischen Urnensteine (Sammlung Sponholtz).

a) Die wendisch-heidnischen Devotionalien.

Name. Im Museum zu Neustrelitz (Mecklenburg) befinden sich 66 eigenartige Bronze-Statuetten und sonstige zugehörige Nippes, die man bisher meist unter der Bezeichnung „Die gottesdienstlichen Altartümer der Obotriten von Rhetra“ kennt. Dieser Titel muss aber hier in allen Teilen umgangen werden, weil ein begründeter Zweifel besteht, ob es eine Stadt oder Ansiedlung des Namens „Rhetra“ je gegeben, denn die Annahme einer solchen baute sich augenscheinlich auf die falsche Übertragung und Auslegung der so lautenden Runeninschriften auf, und ob sie gerade von den Obotriten stammen, kann auch niemand behaupten, denn es steht nur fest, dass die Inschriften auf diesen Fundobjekten slavisch sind, daher sicherlich von den Wenden näherer oder weiterer Umgebung herrühren. Überdies werden sie hier als Devotionalien, also Weihobjekte bezeichnet, weil deren augenscheinliche Bestimmung dadurch prägnanter ausgesprochen erscheint.

Geschicke der Devotionalien. Sie wurden in den Jahren 1687—1696 beim Ausheben einer Grube im Pfarrhofgarten in Prilwitz (Mecklenburg) gefunden. In diesem Dorfe befand sich vordem ein grosser Hügel und an dessen Hange lag jener Garten. Über die nähere Situation weiss man, dass sich alle Fundobjekte in einem Kessel befanden, der wieder, vermutlich zum Schutze des Eindringens von Erde und Wasser, mit einem gleichartigen zweiten Kessel zugedeckt war. Um die Kessellage herum fand man überdies an zwei Zollzentner altes Eisengerät, ein Hinweis, dass die ganze Sammlung mit Vorbedacht hier vergraben wurde. — Als der damalige Pastor Friedrich Sponholtz im Jahre 1697 starb, übergab dessen Witwe die beiden Kessel, die überdies reiche Runeninschriften aufgewiesen haben sollen, die Eisengeräte sowie alle Bronzegegenstände einem Verwandten in Neubrandenburg, der das Eisen im Haushalte verbrauchte, die beiden Kessel aber einem Glockengiesser verkaufte. In dieser Familie, namens Palcken, verblieben nun die Devotionalien; nur einige Stücke wurden eingeschmolzen, um sich zu überzeugen, ob sie kein Edelmetall enthalten, welche Probe aber negativ ausfiel. — Später erfuhr der Medikus Hempel davon und erwarb 46 Stück; etliche wurden ihm verschwiegen, doch diese brachte später der Superintendent A. Masch in seinen Besitz. — Dieser interessante Fund wurde nun im Jahre 1768 im „Altonaer Mercurius“ und ein Jahr darauf im „Rostocker Wochenblatt“ veröffentlicht. Die Runeninschriften, welche die meisten Objekte aufweisen, wurden nach den Runenalphabeten

von Cluver („Beschreibung des Herzogtumes Mecklenburg“ 1757) und Westphals („*Monumenta inedita*“) lateinisch transskribiert und vom Oberpfarrer Letochlëb in Peitz, der die böhmische Sprache vollkommen beherrschte, ins Deutsche übersetzt, da sonst niemand den Text verstand.

Man bewunderte nun allgemein diese eigenartigen und doch unerklärlichen Denkmäler aus altwendischer Zeit. Aber bald fand sich in Pastor Lense aus Warlin ein Mann, der diesen Altertümern allen Wert absprach und sie als Fälschungen eines Gelbgiessers bezeichnete („Nützliche Beiträge zu den Intelligenzen.“ Neustrelitz 1768). D. Taddel in Rostock setzte sich jedoch für die Ehrenrettung des Pastors Sponholtz wie der Altertümer selbst beweiskräftig ein (1769), worauf im Jahre 1770 der Präpositus Genzmer die Echtheit dieses Fundes noch weiter überzeugend nachwies, was umso leichter war, da man doch wusste, dass weder der Gelbgiesser noch sonst jemand altwendisch kannte, sowie auch von der Runenschrift keine Ahnung hatte.

Da diese Altertümer im Pfarrhofgarten vergraben gefunden wurden, lässt annehmen, dass sie der Priester des dortigen Tempels in einer gefahrdrohenden Zeit, um sie zu retten, selbst hier vergraben habe. Die meisten dieser Objekte waren einmal einem starken Feuer ausgesetzt, wobei viele durchbrannten oder abtropften; am wahrscheinlichsten dünkt es, dass sie jemand nach dem Tempelbrande aus der Asche hob und sicherheitshalber vergrub. Es dürfte dies vermutlich zur Zeit der Einführung des Christentums gewesen sein, denn die Chronisten wissen, dass der Tempel schon einmal aus diesem Grunde niedergebrannt wurde; doch kurz nach dem Jahre 1131 liessen Fürst Niklot und Graf Adolf von Holstein den neu aufgebauten Tempel abermals in Feuer aufgehen, weil die Wenden sehr bald rückfällig wurden.

Geschichtliches über „Rhetra“. Der älteste Chronist, der über „Rhetra“ schrieb, war Thietmar, Bischof von Merseburg († 1018). Dieser hat „Rhetra“ selbst nicht gesehen, sondern wusste vom Hörensagen, dass im Gau der Redarier eine Burg mit drei Toren sei, die man „Riedegast“ nenne. Beim dritten Tore befinde sich ein Heiligtum mit vielen Götzenstandbildern; die Namen derselben stehen auf den Fussgestellen aufgeschrieben. Der vornehmste Gott heiße „Zuarasici“. — Adam von Bremen († 1076) hingegen erzählt, dass in der alten Burg „Rhetre“ der Sitz der Abgötterei war; der Hauptgötze hiess „Radegast“; sein Bild war von Gold, sein Lager mit Purpur belegt. Die Burg hatte neun Tore und war allseits von einem tiefen See umgeben; zum Tempel führte eine hölzerne Brücke. —

Diese sich zum Teile widersprechenden Daten besagen, in die Wirklichkeit übersetzt, folgendes: der Tollensee bildet die Grenze gegen Mecklenburg-Schwerin. Prilwitz, der Fundort der Altertümer, liegt an dem genannten See; auf einem Hügel daselbst, dem vermeintlichen Tempelberge, stand zum Grenzschatze von altersher eine Burg, denn man weiss, dass noch im Mittelalter daselbst ein gemauerter Wartturm, doppelte Wälle, tiefe Gräben, dann allerlei Mauerwerk zu sehen waren. Der Punkt war für die Verteidigung auch schon von Natur aus begünstigt, denn er war ringsum teils vom See, teils von tiefen Sümpfen umschlossen. Alles weitere ergänzt die Etymologie. Der Ortsname „Prilwitz“ ist gleichbedeutend mit befestigter Berg. Helmburg, denn „prilbica“ heisst im Russischen noch heute Helm, also ein Schutzmittel. Der bei den Wenden als „Prilbica“ benannte Burgberg diente sonach der Ansiedlung daselbst als Schutzpunkt bei feindlicher Gefahr. —

Desgleichen wussten alle Chronisten nicht mehr, dass „Rhetra“, richtig „Rjetra“, kein Ortsname ist, sondern eine Hoheitsbezeichnung, wie etwa Beschützer, Retter (slov. „redar“ = Wächter, Aufseher) bedeute. Die Namen „Riedegast“ (Thietmar) und „Rhetra“ (Adam von Bremen, Helmold) sind daher im Prinzip keine topischen Namen, können aber die Bedeutung von solchen erlangen, analog wie eine Höhe, auf welcher „Maria“ eine Kirche geweiht ist, schliesslich den Namen „Marienberg“ annehmen kann. — Aus dem Ganzen geht aber unbedingt hervor, dass schon zu Thietmars Lebenszeit (975—1018) über die Prilwitzer Burganlage sehr verworrene Ansichten herrschten, d. h. der Ortsname war kein einheitlicher mehr.

Beschreibung der Altertümer. Diese bestehen teils aus Figuren, teils aus Waffen, Geräten sowie sonstigen Nachbildungen. Alle sind aus Bronze, mitunter mit etwas Silberzugabe hergestellt; die metallische Zusammensetzung ist fast überall eine andere; desgleichen ist die Technik der Ausführung sehr verschieden. Die Figuren erreichen im Maximum die Höhe von 20 cm; ebenso sind alle übrigen Objekte nur Miniaturen. Die angesetzte Patina lässt auf ein hohes Alter rückschliessen; sie trägt aber nicht dieselbe blaugrüne Farbe zur Schau, wie bei Gegenständen, die mit der Erde in direkter Berührung standen, weil die Oxidierung im Kesselhohlraum vor sich ging. Die Figuren sind fast durchwegs bekleidet, oft auch mit Sturmhaube, Panzer und Waffen versehen. Die meisten Figuren sind hohl gegossen, woraus man deduzierte, die kugelförmige Höhlung an der Basis hatte den Zweck, dass sie analog wie die römischen Legionsadler, als Feldzeichen dienten und im Kriege, auf Stangen aufgesteckt,

vorangetragen wurden. Die Unscheinbarkeit der Figuren spricht jedoch entschieden dagegen und lässt vermuten, dass man vor oder nach wichtigen Ereignissen einer bestimmten Gottheit eine solche Statuette widmete, die man im Tempel selbst auf einen Dorn aufsetzte.

Bestimmung als Devotionalien. Dass dies Weihobjekte waren, ersieht man nicht nur aus den Dimensionen sondern auch aus den Inschriften. In dieser Hinsicht haben sich die Verhältnisse auch bis heute nicht geändert. Man widmet ja doch noch immer einer Kirche aus bestimmten Anlässen eine Christus- oder Marienstatuette, eine Hand, ein Herz u. drgl. aus Edelmetall; der gewesene Lahme hängt seine Krücken in der Kirche zum Danke für seine Genesung auf; auf dem Balkan lässt man die Waffen kirchlich weihen; nach einem glücklichen Waffengange widmet man sie oft selbst der Kirche. Hervorragende Gnadenorte besitzen doch ganze Schatzkammern und Museen solcher Provenienz. — Andererseits schaffen wir uns doch auch heute Miniaturbüsten von Herrschern, berühmten Feldherren, Dichtern, Musikern u. ä. an; es ist da somit absolut nichts Verwunderliches daran, sondern nur ein Zeichen, dass man einst hohen, verdienstvollen Personen in ganz analoger Weise seine Verehrung zum sichtbaren Ausdruck brachte, wie heute.

Diese Bestimmung ist auch aus den darauf angebrachten schriftlichen Widmungen zu ersehen, denn die meisten Weihobjekte haben teils eingravierte, teils schon mitgegossene Inschriften. Die Schriften, die sämtlich von links nach rechts zu lesen sind, stammen von verschiedener Hand, aus verschiedener Zeit sowie auch aus verschiedenen Gegenden, nachdem dieselbe Wortform mitunter stark variiert; überdies wurden dabei drei Alphabetarten angewendet.

Alters- und Echtheitsbeweise. Obschon natürliche Vernunftsgründe für die Unmöglichkeit einer solchen Fälschung sprechen und in archäologischen Dingen höchst erfahrene und äusserst gewissenhafte Gelehrte (wie z. B. die Brüder Grimm) jeden Zweifel in dieser Hinsicht zerstreuten, fanden sich doch immer Männer, welche diese ehrwürdigen Altertümer ohne allen Grund weiter verdächtigten. Wie unbegründet, ja für die Wissenschaft höchst beschämend und kompromittierend diese fortgesetzte krankhafte Hetze gegen jene altslavischen Kulturbelege ist, wird später beim Namen „belbog“ des Näheren erörtert.

Was das Alter betrifft, so kann mit berechtigter Sicherheit ausgesprochen werden, dass der Götzendienst von „Rhetra“ sowie die Erzeugung dieser Götzenminiaturen eine geraume Zeit, also wohl etliche Jahrhunderte vor Thietmar zurückzuverlegen sei, denn dieser,

der doch v. J. 975—1018 lebte, erzählt als der älteste Chronist, dass die Götzenbilder in „Rhetra“ auf der Basis Runeninschriften hatten; was dieselben besagen, wusste er nur vom Hörensagen, denn er selbst hat die Figuren nie gesehen. Aus dem ganzen geht aber hervor, dass man zu seiner Zeit, also schon zu Beginn des XI. Jahrhunderts sehr nebelhafte Umrisse über den Götzendienst in „Rhetra“ haben musste, sowie dass man schon damals die wendische Runenschrift nicht mehr verlässlich zu lesen verstand, sie nicht mehr anwendete, oder dass doch schon die Tradition darüber empfindlich getrübt war. Überdies ist auch schon hier die sprachliche Originalität gestört, denn z. B. der Name „belbog“, wie er auf diesen Statuetten wiederholt zu lesen ist, kann ursprünglich nur „velbog“ (oder „vilbog“) gelautet haben, worin uns der Umstand bestärkt, dass das lateinische „b“ im Altslavischen immer als „v“ bewertet ist, und heisst es in einer uralten rhätischen Schrift noch immer „velpan“ und nicht „belpan“. Die wendischen Bronzefiguren gehören sonach schon in die Zeit des Verfalles der wendischen Sprache, d. h. in jene Zeit, als man nicht mehr das Sprachgefühl hatte, dass man richtiger „velbog“, statt „belbog“ sagen müsse.

Obschon nun für den logisch Denkenden jede Verteidigung der Echtheit dieser Fundobjekte überflüssig ist, so muss hier doch für alle Fälle auf folgendes hingewiesen werden:

a) es ist vor allem nicht einzusehen, weshalb Deutsche, die kaum irgendein slavisches Wort verstanden, Kulturzeugnisse für die Slaven durch Fälschungen vermehrt hätten; überdies war die wendische Sprache, wie anfangs Beispiele geboten wurden, schon im XVI. Jahrhunderte derart entstellt und verballhornt, dass auch ein Slave da nichts mehr derartig Sprachreines hätte schaffen können;

b) haben die Gegner der Echtheit selbst ihre Unwissenheit in dieser Richtung damit dokumentiert, dass sie gerade jene Inschriften als Fälschungsbelege anführten, die sie bis heute falsch gelesen haben, also die Fälschungssubstrate selbst konstruierten;

c) Herzog Carl von Mecklenburg war es, der sich selbst dieser Streitsache um das Jahr 1769 annahm und die wissenschaftliche Behandlung dieser Altertümer anregte; es ist da wohl anzunehmen, dass man damals über die allenthalben auftauchenden Echtheitszweifel beruhigt hinwegging und dass der Landesfürst gewiss nicht seine Autorität dafür einsetzte, einem Schwindel Vorschub zu leisten. Das erste diesbezügliche Werk wurde sogar der Königin von England, Charlotte Sophie, einer Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, mit folgenden Versen gewidmet:

„Monarchin, die mit scharfen Blicken
 Die Dunkelheit des Altertums erhellt,
 Und die von überbliebenen Stücken
 Der alten Kunst ein richtig Urteil fällt;
 Hier naht ein Buch sich Deinen Augen,
 Das Überbleibsel alter Welt
 In richtigen Bildern dargestellt;
 O möcht' es Dir doch zu gefallen taugen!“ —

Eine Mystifikation oder ein Pasquill ist daher bei einer derartig ernstesten und dabei auch kostspieligen Behandlung geradezu ausgeschlossen;

d) handelt es sich bei jeder Fälschung doch um die Frage, wer dabei ein positives Interesse oder einen persönlichen Vorteil hat. Wollte aber jemand vor etwa 180 Jahren die Kenntnis von der hohen alten Kultur der Slaven auf diese unredliche Art verbreiten und hiermit zugleich beweisen, dass die Slaven die Runenschrift gebrauchten, so mussten doch zum mindesten echte Vorbilder dagewesen sein; doch auch dieses war überflüssig, da man ja hierfür andere Beweise wie z. B. die Chronisten Thietmar, Adam von Bremen, Helmold u. a., dann Münzen hatte; übrigens hatte man zu jener Zeit noch eine so hohe Meinung von der altslavischen Kultur, dass man diesen Nimbus durch fragliche Fälschungen schwerlich erhöht, sondern eher herabgesetzt hätte;

e) ist jede weitere Erörterung an sich hinfällig, wenn man erwägt, dass der Gelbgiesser alle diese verschiedenartigsten Objekte modelliert, mit prächtigen Reliefs schmückt, giesst, in einer unbekannten Sprache richtig beschreibt, nach der kostspieligen und zeitraubenden künstlerischen Leistung aber ins Feuer wirft, wo sie wieder zu unförmlichen Metallklumpen schmelzen, denn auf eine so pathologische Art wird niemand die alte slavische Kultur nachweisen wollen.

Für die Anzweiflung der Echtheit liegt daher nichts als Missgunst, Bosheit oder Unverstand vor, und der Moment allein, dass etwas, was man nicht versteht, falsch sein müsse, ist das bedauerlichste Argument für die Wissenschaft, die auf diese gewalttätige Art einen Knoten zerhaut, statt ihn durch Weiterforschung natürlich zu lösen. —

Nächstehend werden nun, da es sich hier lediglich um die Runenschrifttexte handelt, jene Objekte angeführt und bildlich dargestellt, die eine besondere Aufschrift aufweisen; Wiederholungen nur dann, wenn sie orthographisch variieren; Objekte, die infolge Abschmel-

zung nur mehr für die Lesung unsichere Schriftfragmente bieten, wurden nicht aufgenommen, da sie keinen reellen sprachlichen Beitrag geben. — Die Figuren sind durchschnittlich um ungefähr $\frac{1}{3}$ verkleinert dargestellt.

A. STATUETTEN.

„Rjetra“. Mitunter als „rietra, rijetra“ (nicht aber „rhetra“) geschrieben, kommt hier zehnmal vor. Es scheint, dass der Name als: Beschützer, Reiter aufzufassen ist, aber keinesfalls als Ortsname, wie dies sonst allgemein angenommen wird. Da diese Inschrift auf verschiedenen später dargestellten Figuren miterscheint, wird dieselbe hier nicht separat illustrativ angeführt.

„Radegast“. — Kommt auch in der Form: „Radegost, Ridegast, Rjadegast“ vor. — Etymologie: „rat“ = Krieg, Kampf; „rada“ = Rat, Ratgeber; „gost“ = Gast, d. i. der zu Beschützende; „gosudar, gospod, gospodar“ = Herr, daher etwa: Kriegsherr, Schutzherr, Feldherr bezeichnend. Dieser Name kommt hier zehnmal vor. — Bei allen Statuetten mit dieser Inschrift fällt es auf, dass jede solche Figur auf dem Kopfe eine Gans („gos“ = Gans) und einen Ochsenkopf als Brustschild zu Symbolen hat; der Kopf selbst aber ist trotz der sonst menschlichen Gestalt jener eines Löwen. Diese Attribute zeigen die Eigenschaften der Wachsamkeit, da die Gans als äusserst empfindlich für nächtliche Geräusche gilt,*) der Ochsen- oder Stierkopf die physische Stärke und der Löwenkopf den Mut an.

Fig. 1 hat folgende Inschriften (Vorderseite): „z“ auf dem Gansflügel, „bel“ auf dem linken Arme, „belbog“ auf dem linken Oberschenkel; Rückseite: „ridegast“ und „rjetra“. (Abbildung siehe Seite 24 und 25).

Fig. 2 (Vorderseite): „čern . . .“ und ein Schriftfragment an Kleiderrändern; Rückseite von oben nach unten: „radegast, belbog, rjetra“. (Abbildung siehe Seite 26.)

Fig. 3 hat vorne die Aufschrift „rjeam“ (anscheinend „ich ritze“; riti = ritzen, einmeisseln) und rückwärts „ridegast“. (Abbildung siehe Seite 27.)

Diese drei Statuetten scheinen in erster Linie „Radegast“ gewidmet zu sein, da dieser Name bei gleichen Attributen, namentlich jenem der Gans, immer auf der Rückseite eingraviert ist. Die kräftige Mannesgestalt lässt überdies vermuten, dass der Urtypus dieses

*) Die Gänse auf dem Kapitolium in Rom dürften wohl auch nur zur Ergänzung des nächtlichen Wachdienstes gehalten worden sein.

Götzenbildes ein vorsichtiger, starker und tapferer Führer des Volkes war, dessen vornehmste Eigenschaften aber hier schon durchwegs symbolisiert erscheinen. Es zeigt dies zugleich, dass zwischen der Zeit des irdischen Wandels des Originalen und dessen bürgerlich-



Fig. 1. (Vorderseite.)

kriegerischer Funktion als Regent oder Feldherr bis zur Gottwerdung, ja bis zur völligen Transsubstantiation in attributive Symbole eine bedeutende Epoche liegen müsse. — Die Beisetzung anderer Funktionsnamen, wie „belbog, rjetra“ haben überdies auch ihre Analogien, denn Zeus, Jupiter, Wodan u. a. haben doch auch Attribute für Spe-

zialfunktionen, ja selbst die lauretanische Litanei ist nichts weiter, als eine Ergänzung von ähnlich symbolisierten Eigenschaften und Tugenden. —



Fig. 1. (Rückseite.)

„Belbog, Bilbog.“ — Etymologie: grosser, hoher Gott. Sprachlich richtig müsste der Name jedoch „velbog“ („vel, vele“ = gross, hoch) lauten, analog wie man auch „velehrad, velmož, velpan u. ä. spricht und schreibt. — Die moderne Auslegung von „belbog“ als weisse[r] Gott („bel“ slav. weiss) ist falsch und wohl dadurch

entstanden, dass das altslavische „b“, das als „v“ ausgesprochen wird, später den Wert von „b“ erhielt. Die Burg „Viligrad“ in Meklenburg wurde folgerichtig auch nicht, wie anderswo zu „Belgrad“ oder „Weissenburg“, sondern zu „Megalopolis“, also zu grosse, feste Burg. — Die Schreibweise „bocg“, die sich öfters wiederholt,



(Vorderseite.)

Fig. 2.

(Rückseite.)

ist nichts Ungewöhnliches, denn ein hartes „g“ wurde am Schlusse eines Wortes von altersher vielfach mit „cg“ verstärkt geschrieben, wie z. B. „rinnewecg“ (= Rennweg) i. J. 1259. — Der Name „belbog, belbocg, bilbog“ kommt in dieser Sammlung fünfmal vor. —

Bei der Entzifferung dieser Inschrift ist jedoch der Gelehrtenwelt ein sehr bedenkliches und folgenschweres Versehen passiert. Die Aufschrift auf der Rückseite — auf der Vorderseite steht nur „rjetra“ — las man schon i. J. 1768 „schwayxtix belbocg“, und seit

dieser Zeit ist niemand mehr daraufgekommen, dass das exotische Wort „schwayxtix“ dort absolut nicht steht, sondern „licjevajam tim bilbog“ (kann auch „licjovajam“ gelesen werden), d. h. ich stelle hiemit den bilbog dar, denn „licjovajatj“ bedeutet im Russischen noch heute: modellieren, Umrisse machen, darstellen. Bei den nordischen Runendenkmälern wurde bei etwa 15% festgestellt, dass der Verfertiger eines Grabsteines, eines Schmuckgegenstandes u. dgl. in dieser oder jener Weise sein „fecit“ anfügte, dieser Fall also durchaus nicht vereinzelt dasteht. — Da aber das Wort



(Vorderseite.)

Fig. 3.

(Rückseite.)

„schwayxtix“ ein „sch“ enthält, also einen in alten, namentlich aber in slavischen Schriften ganz unmöglichen Laut, wurde dies sofort zum Kronzeugen der Unechtheit aller dieser Bronzeobjekte gestempelt. Der Slavist Dr. Jagić fuhr sogar eigens nach Neustrelitz, überprüfte an Ort und Stelle die Inschriften und fand daselbst, wie er dies im Artikel „Zur slavischen Runenfrage“ (Archiv für slav. Philologie, 1881) darlegt, wirklich auch ein „schwayxtix“. Er erklärte daraufhin dieses Objekt wie die ganze Sammlung für eine Fälschung der Neuzeit und fügte sogar noch bei, dass die Erzeugung selbst der ältesten Stücke nicht vor das Jahr 1737 fallen kann.

Wie man da nun so konsequent ein „sch“ lesen konnte, wo deutlich ein „lic“ steht, ist ebenso ein Rätsel, wie die Tatsache, dass man den Laut „m“ stets für ein nicht existierendes „x“ las. Man scheint eben in der krankhaften Sucht alle auftauchenden altslavischen Kulturbelege möglichst rasch zu beseitigen, damit sich niemand weiter um eine Nachprüfung bemühe, bewusst tunlichst viel Einwände erhoben und gesucht zu haben, oder fehlten aber Allen, die diese Funde zu beurteilen hatten, die primitivsten Runenkenntnisse, daher nicht blinde Vorurteile, sondern geradezu eine doppelte Zurückhaltung in der Schlussentscheidung geboten waren.

Der alten Überlieferung nach stellte diese Figur einen Hauptgott dar, was auch richtig ist, weil es die Etymologie gleichfalls bestätigt. Es darf daher auch nicht auffallen, dass gerade diese Statuette eine sehr grosse Kunstfertigkeit zeigt; sie ist überdies stark silberhäftig, und trägt auf dem Kopfe Goldspuren, ein Hinweis, dass sie einst eine Krone oder etwas Ähnliches aus Gold aufgesetzt gehabt haben dürfte. Desgleichen scheint der Verfertiger dieser Figur nicht identisch zu sein mit jenem der übrigen Objekte; die Sprache der Inschrift selbst weist mehr gegen Osten, also auf eine Provenienz von Russland. — Erwähnenswert ist es auch, dass von der Verehrung einer Gottheit des Namens „Schwayxtix“ in der ganzen Geschichte Meklenburgs keine Spur zu finden ist, weil dieser Name eben nur einem Lesefehler der jüngeren Zeit seine Existenz verdankt. (Fig. s. S. 29.)

„Čislbog“. — Etymologie: Grenzschatzherr oder verehrungswürdiger Gott. Der Slovene versteht noch heute unter „čislo“ — den Grenzstreifen, unter „čislati“ — verehren, respektieren (die Grenze). Grenzhöhen führen mitunter den Namen „Čislova skala“, deutsch „Zeiselberg“. — Im primären Sinne war dies also der Schutzherr, dem ein Gebiet zur Sicherung gegen äussere Feinde anvertraut war, im erweiterten ein Schutzgott überhaupt, dem man hohe Verehrung zollte. — Nebst diesem Namen ist auf der Rückseite noch „rjetra“ eingraviert. Die Vorderseite trägt nur die Aufschrift „gricci“ oder „kricci“, also „kriči“. Unter „grid“ verstand man früher im Russischen den Leibwächter, unter „gridba“ die Leibwache; es war sonach „griči“ (oder „kriči“) der Funktionsname irgendeines Grenzgebietskommandanten, eines Warners oder Beschützers, denn „krič“ bedeutet im Slavischen: Ausruf, Schreckruf, „kričati“ (griechisch „krico“) rufen, warnen, und sind vermutlich auch im Deutschen die sogenannten „grit-, krit-, kred- und kreid-Feuer“ etymologisch nur die Fanale, welche bei Feindesgefahr an den Grenzpunkten angezündet wurden. —



Transskription
der Inschrift:

LICJEVAJAM
TIM
BILBOCG.

Statuette „Bilbog“, fälschlich „Schwayxtix“ genannt.

„Ipabog“. Diese Statuette hat auf der Vorderseite keine sichtbare Aufschrift, auf der Rückseite hingegen „rjetra“ und „ipabog“. — „Ipa“ muss ursprünglich etwa Rache, Vergeltung, Schutz be-



Statuette „Čislbog“ (Vorderseite).

deutet haben, in der Personifikation somit einen Hohen, der die Unbill bestraft. Im Slovenischen versteht man unter „ipiti“ noch heute: jähzornig, rachsüchtig sein, während das russische „ipat“ der Bedeutung Statthalter gleichkommt, das auch sprachorganisch mit dem griechischen „hýpatos“ (= der Oberste, der Höchste) und „hy-

pateia“ (= Würde, Amt, Konsulat) eng verwandt ist. — Dass aber dieser Begriff urslavisch ist, ersieht man sowohl daraus, weil er sich hier in Verbindung mit „bog“ befindet, als auch aus einer alten etru-

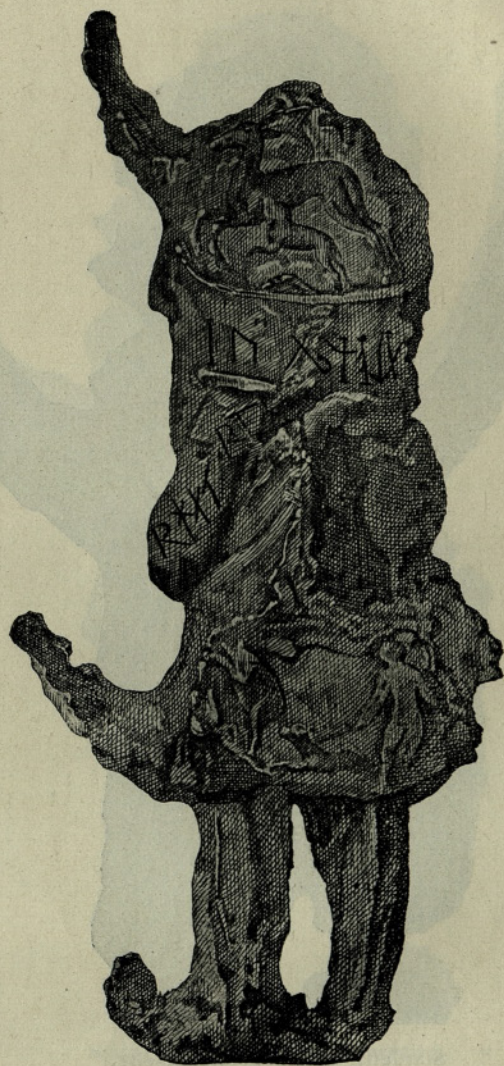


Statuette „Čislbog“ (Rückseite.)

rischen Grabinschrift, wo „ipatin a krul“ (= Statthalter und König) auch unmittelbar verbunden sind. — Die beigegebene Figur zeigt auch zwei schöne Reliefs, von denen das obere einen von einem Hunde verfolgten Hirsch, das untere eine Wildschwein-Jagd und eine nackte Frauengestalt (Diana ?) darstellt.

Žunkovič: „Slavische Runendenkmäler“.

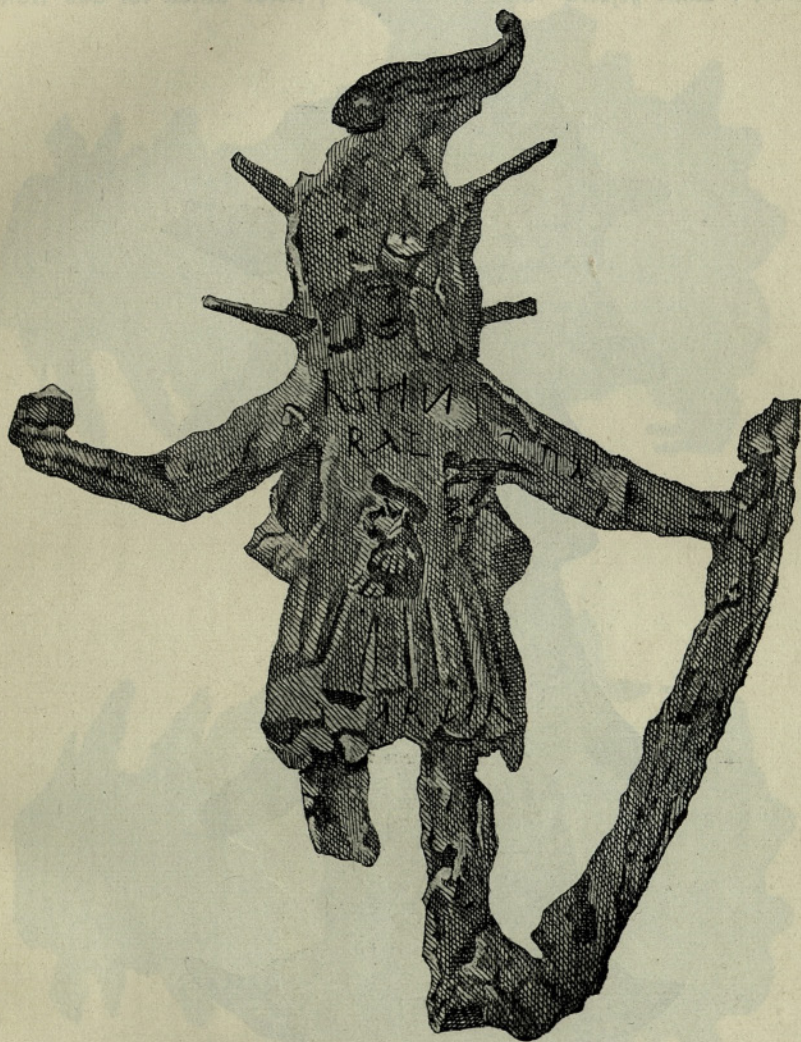
„Nemisa.“ — Etymologie: Schutzgott, Grenzbeschützer (kelt. „nem“ = Einfriedung, gesicherter Platz; „nemet“ = ein mit Pali-



Statuette „Ipabog“ (Rückseite).

saden gesicherter Bau). Dieser Name kommt zweimal vor. — Ausser dieser Inschrift ist noch zu lesen „rab“ (anscheinend ein Wortfragment), dann „arkon“ (= Ältester) und „spa . .“ vermutlich „špan“ (= Führer, Kreisvorsteher, deutsch: Gespan).

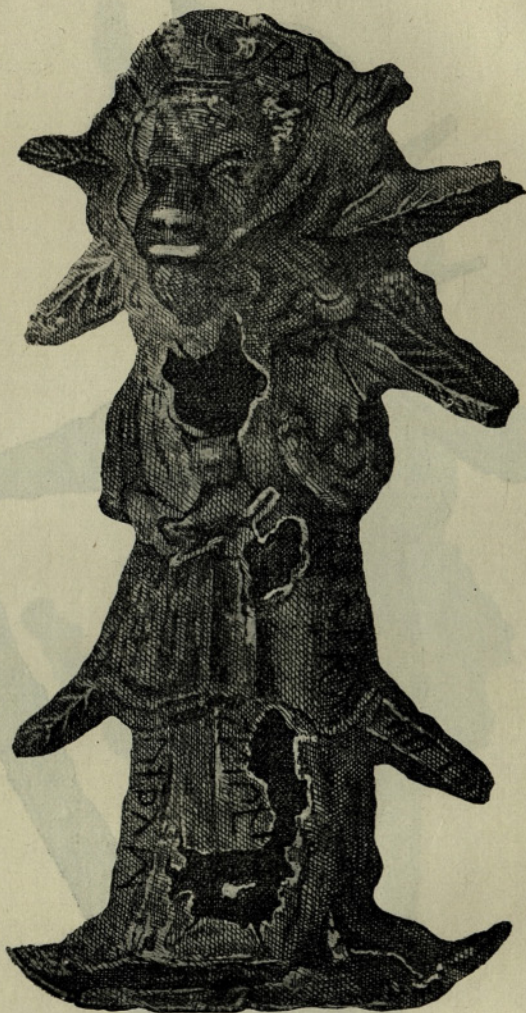
„Podaka, Podaga.“ — Diese Statuette trägt mehrere Inschriften, doch ist ausser „rjetra“ und „podaka“, welcher Name sich viermal wiederholt, keine vollständig. Ob letzteres nun als „Geber alles



Statuette „Nemisa“ (Vorderseite).

Guten“ (vergl. das slavische „podatelj“ = Geber) zu deuten, oder als „vodak, vodaka“ (= Führer), zu lesen ist, kann nicht entschieden werden, bis nicht ein Vergleichsmaterial anderer Provenienz vorliegt. Die Figur trägt auf beiden Seiten einen Löwenkopf, den einst eine Strahlenkrone geziert zu haben scheint.

„Prizri“. Diese Statuette ist ein Kniestück; der Kopf ist wieder der eines Löwen (oder Hundes?). Inschriften (Vorderseite): „belbocg“, „prizri“ (= Beobachter; prezreli = überblicken); (Rückseite) am Halse „rinn . .“, dann „rjetra“ und „čern . . .“; tiefer unten ist das Relief



Statuette „Podaka“ (Vorderseite).

einer nackten Mädchengestalt mit der Beischrift „eci . .“; an der Basis, neben der Figur eines kämpfenden Kriegers, steht „as . . ri“, vermutlich, da nur zwei Buchstaben dazwischen Raum haben, „askari“ (= Krieger, Kämpfer); „asker“ heisst bei den Balkanslaven, Osmanen, Arabern noch heute: Soldat.



(Vorderseite.)

Statuette „Prizri“.



(Rückseite.)

„Perkun“. — Die Vorderseite, die einen freundlichen bärtigen Männerkopf darstellt, hat die unterbrochene Inschrift „sa . . .“ und dann am unteren Teile: „Perkun, devvei ne duse . u neman . . .“,



Statuette „Perkun“ (Vorderseite).

doch ist diese Transkription bei mehreren Lauten unsicher, weil sie infolge des Feuers auch verstümmelt sein können; aus demselben Grunde ist daher auch der Text nicht verlässlich lesbar. Möglicherweise ist hier jenes wendische Gebet verzeichnet, das Masch (1771)

folgend anführt: „*Percune, devaite niemuski, ma na diewu melsu, ta vipal ti miessu*“, was er nachstehend übersetzt: „*Halte ein, Perun, und beschädige meinen Acker nicht, ich will dir auch dieses Fleisch opfern.*“



Statuette „Perkun“ (Rückseite).

Diese Übersetzung ist aber sowohl inhaltlich unnatürlich als auch sprachlich unzutreffend, denn der Satz besagt eher: „*Perun, gib acht auf den Nachbar (Feind), er hat die Gräber im Auge, der brennt dir die Grenze nieder.*“ Die „*Łotwacy*“ (Litauer) nennen die Hünengräber

(Grenzhügel) „milsu kappi“; „niemuski“ = unmännlich, feindlich; „meza“ = Grenze. Auf der Rückseite steht „perkunist“ = Grenzbeschützer („pera“, slav. Grenze, das Gegenüber) und „en romau“ =



(Vorderseite.)

Statuette „Sieba, Siva“.

(Rückseite.)

ein Krieger, Grenzwächter („roma, rama“, slav. Grenze.) Überdies kann „melsu“ auch Rache bedeuten.

„Sieba, Siva“. — Die Inschrift „Sieba“ kommt fünfmal, „Siva“ einmal vor. — Inschriften (Vorderseite): „Sieba“, (Rückseite) „Sieba, razivia, istia“. Es scheint, dass „razivia“(m) = geritzt („raziti“ = schlagen, einmeisseln) und „istie“ = wahr, echt bedeutet, was also

besagen würde: „Sieba, dargestellt als wahr“, d. h. „ein wahres Bild der Sieba“, was umso glaubwürdiger erscheint, da dies alles auf der Rückseite steht, wo sich der Künstler normal zu verewigen pflegte. — Man nimmt allgemein an, dass dies eine weibliche Gottheit u. zw. die Beschützerin der Liebe und Ehe sei, worauf die feminine Form deutet, doch kann dies nur eine spätere Auslegung oder Anpassung sein, denn in der indischen Mythologie ist „Živa“ doch noch eine männliche Gottheit. Ob daher die landläufige Etymologie von „Živa“ (= Leben) zutreffend ist, ist daher sehr zu bezweifeln.

„Roste“. — Diese vom Feuer besonders stark beschädigte Statuette wird nur deshalb angeführt, weil sie die kunstvollste der ganzen Sammlung zu sein scheint, denn sie weist eine Menge Attribute und Reliefs auf, die sich sonst nur einzeln wiederholen. Lesbar sind nur mehr die Schriftfragmente „... tbas“ . .“ und „... roste“ (oder „rosta“); es ist möglich, dass letzteres einst „starosta“ (= Ältester) lautete. — (Eine Illustration wurde nicht beigegeben, da sich die Relieffeinheiten mangels einer guten Photographie nicht hervorheben liessen.)

B. TIERFIGUREN.

„Černebog.“ — Auf einer Löwenfigur ist nebst sonstigen Schriftfragmenten „černebog“ eingraviert. Schon auf den Statuetten

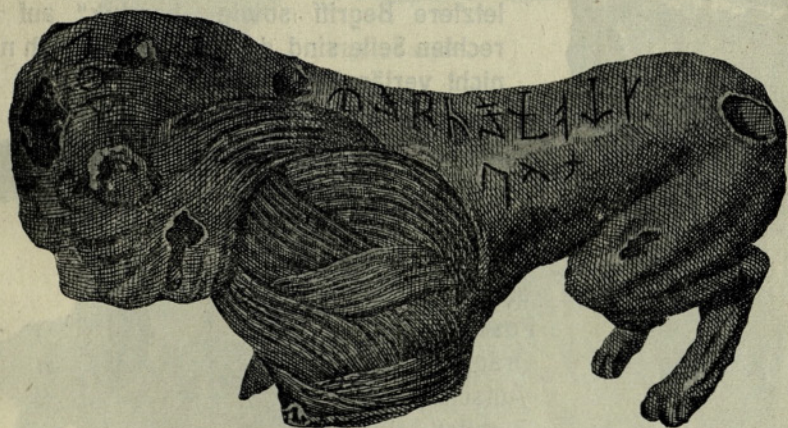
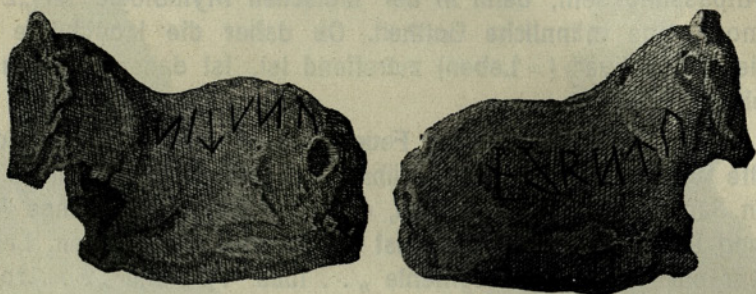


Fig. „Černebog“.

kommen wiederholt Teile dieses Wortes, wie „čern . . ., čir . . .“ vor, aber der volle Name ist — nebst einigen später angeführten Grabamuletten — nur hier zu lesen. Da „čer, čir“ im Altslavischen Grenze bedeutet, kann sich diese Bezeichnung sonach nur auf einen Grenzbeschützer, also einen Schutzgott beziehen. — Die

bisherige allgemeine Annahme, dass dies ein Gott des bösen „schwarzen“ Prinzips sei, ist schon deshalb unhaltbar, weil er sich immer in Begleitung von Götzenamen des guten Prinzips findet.

„Sicgsa.“ Auf einer Tierfigur steht auf der linken Seite „sicgsa“, auf der rechten „barstu“; die Etymologie beider Begriffe ist dermalen noch nicht verlässlich bekannt.



(Linke Seite.) Fig. „Sicgsa“. (Rechte Seite.)

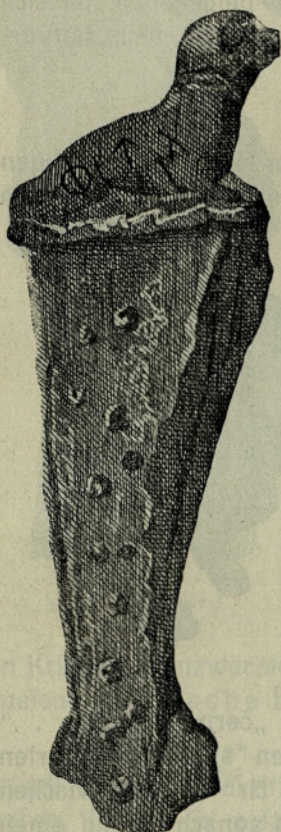


Fig. „Mita“.

„Veidevot“. — Eine satyrartige Gestalt mit einem hundeähnlichen Kopf und Pferdefüßen trägt links die Aufschrift „veidevot“ (= vojevod, d. i. Feldherr, Heerführer) und „krivol“, falls die Lesung infolge Brandeinflusses so richtig ist. Dieser letztere Begriff sowie „berstuk“ auf der rechten Seite sind dermalen sprachlich noch nicht verlässlich gedeutet.

„Mita“.

Ein bulldoggartiger Hund auf einem Postamente trägt die Aufschrift „mita“, was etymologisch Grenze, hier also

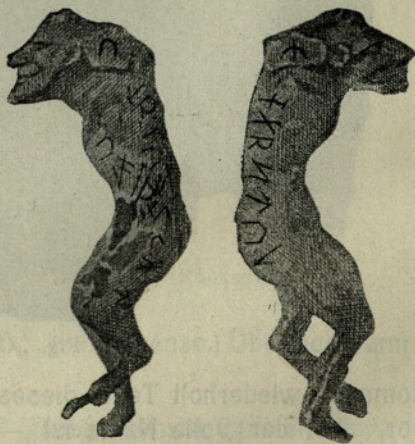


Fig. „Veidevot“.

Wachhund, Grenzwächter, Beschützer zu bedeuten scheint.

C. WAFFEN.

„Svantevitj.“ — Ein etwa 13 cm langes, gebogenes Messer trägt die Gravierung „svantevitj“. — „Zvan, svan“ bedeutet etwa der Auserwählte, Hohe, Stolz und galt „svante“ einst in Schwe-



Fig. „Svantevitj“.

den auch als Funktionsname; „vid“ (= das Sehen, das Gesicht) ist der zur Beobachtung Berufene, also der Allesüberblickende. — Aus diesem Grunde wurde Svantevitj oft auch mit 2 oder 4 Köpfen dargestellt. (Vergl. auch die Sammlung Sponholtz.)

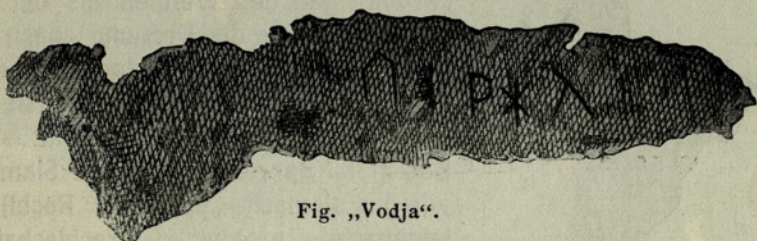


Fig. „Vodja“.

„Vodja“. — Ein dreiflächiges, 7 cm langes Messer trägt die Inschrift „vodja“ (= Führer).



Fig. „Siva“.

„Siva“. — Eine etwa 14 cm lange Lanzenspitze trägt diese Inschrift. Auf einer Seite ist ein Affe, wie er auch sonst beim Namen

„Sieba“ vorkommt, und unter diesem ein Käfer in Relief zu sehen; letzteres Attribut ist jedoch ansonst nur dem „belbog“ beigegeben. — Andere Waffen tragen Namen, wie: radegast, podaga, sieba.

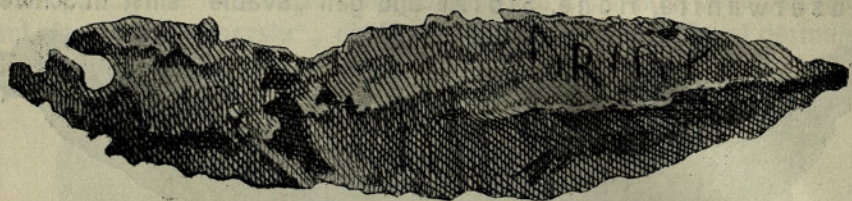


Fig. „Prove“.



Stange „opora“.

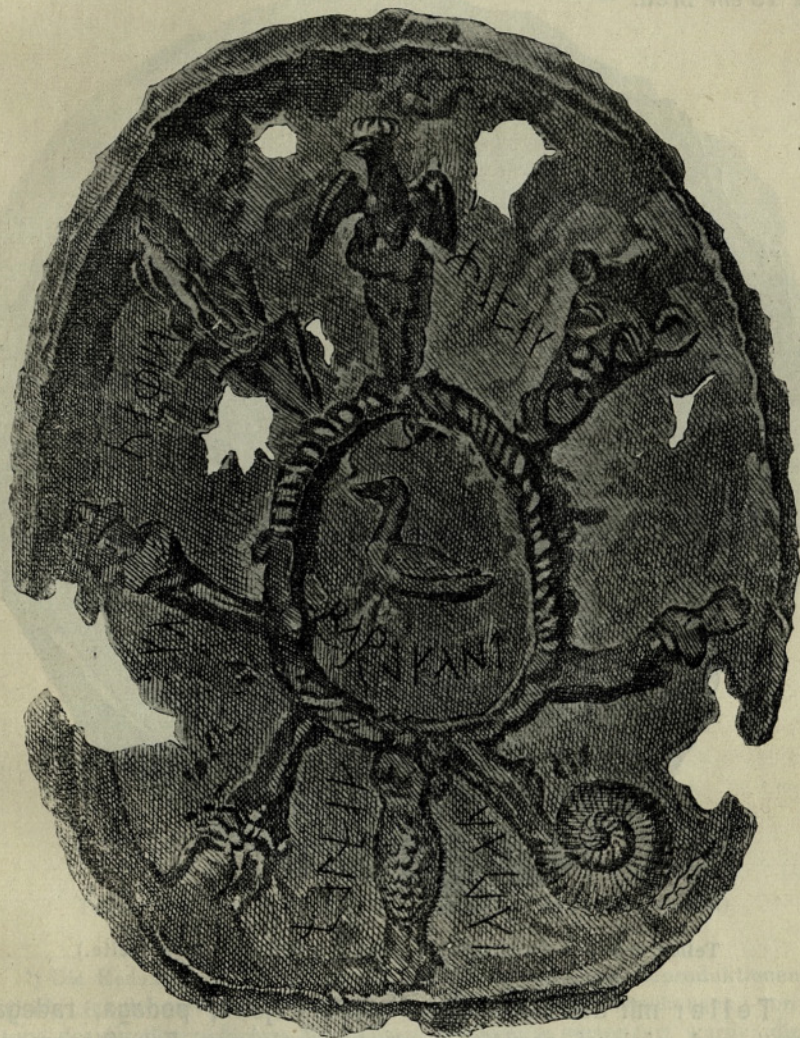
„Prove“. — Dieser Name kommt in dieser Sammlung zweimal vor u. zw. auf dem hier dargestellten, etwa 10 cm langen Messer, dann auf einem Teller, auf dem sich alle bisher bekannten Götzenamen zusammen eingraviert befinden. — „Prove“ galt den Wenden als der Gott des Rechtes und der Ordnung; nach Helmold fand man sich in einem Haine bei Stargard (Pommern) jeden Dienstag zu einer Gerichtssitzung bei ihm ein. — Der Begriff ist sprachlich gleichen Stammes, wie das slavische „pravo“ (= Recht), das lateinische „probus“ (= rechtschaffen), das deutsche „brav“ und das französische „brave“ (= tapfer). —

D. SONSTIGE GERÄTE.

Stange mit der Inschrift „opora“. Obschon ein slavisches Wort (= Stütze, Krücke, Funktionsstab), ist „opora“ hier mit griechisch-russischen Buchstaben geschrieben. Man muss daraus schliessen, dass diese Weihobjekte zu verschiedenen Zeiten, namentlich aber von verschiedenen Seiten hier zusammengetragen wurden. Es mag dies eine Art Ehrenstab, wie wir sie noch jetzt als Bischofsstab, Marschallstab u. ä. kennen, dargestellt haben, doch konnte er keine praktische

Bewertung gehabt haben, da er nur eine Miniatur — ist kaum 26 cm lang — darstellt.

Schale mit allerlei Reliefs, schon bekannte Attribute darstellend. So steht in der Mitte unter dem Bilde der Gans die Inschrift



Schale mit allerlei Reliefs.

„radegast“; oberhalb ein gekrönter Vogel; rechts davon ein Hundskopf mit der Beischrift „zobok“ (= Hund, russ. „sobaka“); diesem gegenüber ist eine nackte Mädchengestalt mit der Beischrift „nemis“; unten in der Mitte ist eine Traube zu sehen; links davon ein Käfer mit der Beischrift „belbog“ und rechts davon ein Ammonit (Muschel-

versteinerung) mit der bisher noch nicht bekannten Bezeichnung „japan“ d. i. Väterchen (slov. „japa“ = Vater). — Die übrigen Zwischenschriften sind bis auf „ . . . ga“ („podaga“) durch Feuer bis zur Unkenntlichkeit zerstört worden. — Die Schale ist 18 cm lang und 13 cm breit. —



Teller, mit den Inschriften „sieba, rjetra“ usw. (Oberseite.)

Teller mit den Inschriften: „sieba, rjetra, podaga, radegast, prove“ und einigen sonstigen abgeschmolzenen Schriftfragmenten auf der Oberseite. Auf der Unterseite sind Schriftreste „... belmt . . . , ... žigjo . . .“ zu lesen, deren sprachliche Klärung unter diesen Verhältnissen nicht möglich ist. — Der Teller misst 16 cm im Durchmesser.

Es sind weiter noch Geräte da mit den Inschriften „jint, tsibaž, beimok“, wobei jedoch nicht erkennbar ist, ob und welche Teile der

Schrift fehlen; sie werden hier auch nur deshalb angeführt, weil es möglich ist, dass sich noch Objekte finden, auf denen diese Namen deutlicher geschrieben erscheinen, um zu einer verlässlichen Etymologisierung schreiten zu können.*) —



Teller, mit den Inschriften „sieba, rjetra“ usw. (Unterseite.)

*) Die Redaktion bedauert es, daß hier keine modernen Reproduktionen der Originale geboten werden konnten, weil ihr dies, trotz Bemühungen, von der Leitung des Großherzoglichen Museums in Neustrelitz verweigert wurde; die gebotenen Illustrationen sind daher nur photographische Vervielfältigungen der Handzeichnung des Hofmalers Daniel Woge, aus dem J. 1770, der sie allerdings, wie er selbst beifügt, »nach den Originalen auf das genaueste gemahlet und in Kupferstichen ausgegeben«. Es muß daher abgewartet werden, bis am genannten Museum ein wissenschaftlich objektiveres Regime durchgreift, obschon die Schrifttexte selbst bisher stets, als von Woge richtig wiedergegeben, angesehen wurden.

b) Die wendisch-heidnischen Grab-Amulette.

(Sammlung Sponholtz.)

Gideon Sponholtz, der kurz nach dem Jahre 1796 gestorben sein muss, war ein namhafter Archäologe in Mecklenburg und von Jugend auf ein fleissiger Sammler von Altertümern und Sehenswürdigkeiten, wozu ihn wohl auch der Umstand animiert haben mag, dass ihm als Verwandten des schon bekannten Pastors Friedrich Sponholtz die Devotionalien von „Rhetra“ durch Erbschaft zufielen; im Volksmunde war er seiner Grabungen wegen allgemein als „Schatzgräber“ bekannt. Bei seiner jahrelangen archäologischen Tätigkeit machte er nun auch selbst sehr zahlreiche Funde von Bronzegegenständen sowie Münzen, Waffen, beschriebenen Steinen u. dgl. Seine Sammlung von Bronzen, die Masch wohl noch nicht bekannt war, bestand aus 118 verschiedenen Stücken. Als nun i. J. 1794 Graf Johann Potocki auf einer Reise nach Neu-Brandenburg, den Wohnort Sponholtz' kam, erfuhr er von diesen Altertümern, zeichnete dieselben ab und veröffentlichte sie nach den gemachten Skizzen in einem eigenen Werke.*)

Auch diese Funde wurden gleich ob ihrer Echtheit angezweifelt und aus diesem Grunde in den Jahren 1827 bis 1829 — angeblich gründlich — untersucht und schliesslich als gefälscht erklärt. Die Belastungsgründe waren etwa folgende:

a) Ein Töpfer in Neu-Brandenburg, namens Pohl, habe Sponholtz für jede Figur die lönerne Gussform erzeugt; letzterer war jedoch so vorsichtig und vernichtete die Formen sofort nach dem Gebrauche, so dass man keinen konkreten Beweis hiefür finden konnte (?);

b) die Runeninschriften auf den Bronzen besorgte etwa der Goldarbeitergehilfe Neumann daselbst, dem Maschs Werk zur Vorlage diene.

Dem sei folgendes entgegengestellt:

ad a) dass ein Archäologe, der diese Wissenschaft nebstbei aus Liebhaberei und nicht aus Geschäftsgründen betreibt, falsche Antiquitäten für seine Sammlung erzeugen und dazu einen Töpfer einweihen wird, ist an sich eine derart skurrile Behauptung, dass man ihr von vorneherein den Stempel der Erfindung ansieht, da jedermann weiss, dass man schon bei Ab- oder Umgrabungen von prähistorischen Gräbern immer allerlei und zahlreiche Beigaben findet,

*) »Voyage dans quelques parties de la Basse-Saxe pour la recherche de l' antiquités Slaves ou Vendes«. — Hambourg 1795. —

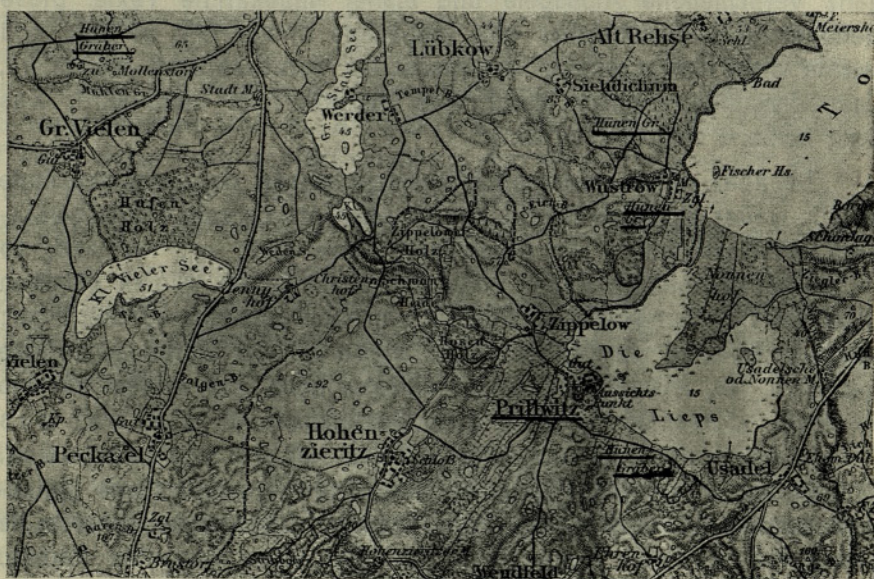
es also durchaus nicht notwendig ist, den so ungemein umständlicheren und aussichtsloseren Weg des Fälschens zu betreten. Archäologen, die sich nur kurze Zeit mit Ausgrabungen beschäftigen, bringen auf diese Art bekanntermassen sehr bald ein kleines Museum zusammen.

ad b) Nun soll Sponholtz noch einen zweiten Mitwisser und Helfer in dem Goldarbeitergehilfen gehabt haben, der dessen Mentor im Runenfache war. Man hat aber bei diesem Verleumdungsfeldzuge ganz übersehen, dass Maschs Werk dazu bei weitem nicht genüge, denn diese Bronzen haben zum Teile wohl die gleichen Buchstaben und bieten gleiche oder sehr ähnliche Namen, zum Teile aber auch ganz verschiedene Alphabete und bisher unbekannte Texte. Diese Behauptung schliesst daher eine aufgelegte Unwahrheit in sich, und wurde wohl nur unter der optimistischen Voraussetzung aufgestellt, dass daraufhin niemand mehr eine Nachkontrolle üben wird, was auch beinahe zutreffen wäre.

Da aber schon seinerzeit festgestellt wurde, dass der erwähnte Gehilfe weder die Runenschrift kannte noch etwas vom Slavischen, — vom Altslavischen ist ja schon gar keine Rede —, verstand, so müsste er demnach mehrere Vorlagen gehabt haben. Hiemit kommen aber die Fälschungsenthusiasten in ein noch peinlicheres Gedränge: woher kamen nun diese Vorlagen?! Und waren auch diese gefälscht, so müssen wir zum Schlusse doch zur echten Vorlage kommen, daher der Streit in dem Momente endet, als man das Vorhandensein einer echten Vorlage zugeben muss. Und solche waren einmal bestimmt da, und können nur von jemandem stammen, der die altslavische Sprache vollkommen beherrschte sowie die slavische Runenschrift in allen ihren Varianten kannte. Hingegen ist es für unsere Kulturbeweise ganz gleichgültig, ob die vorliegenden Bronzen noch Originale oder aber schon Duplikate sind; wir können daraus lediglich folgern, dass die Erzeugniszeit der Originale umso älter ist, je zahlreicher die Vielfältigungen an den Tag treten.

Was aber auf diese, nach Ablauf von 40 Jahren nach dem Funde und 30 Jahre nach dem Tode Sponholtz' geführte Nachforschung überhaupt zu geben ist, in der nahezu eine ganze Generation abstirbt, und die ausschweifendsten Märchenbildungen, vage Vermutungen und die geschwätzige Fama die Wahrheit leicht überwuchern, ersieht man am besten daraus, dass die nüchterne Aussage des bei Sponholtz durch sieben Jahre bediensteten archäologischen Gräbers Daniel Boye dabei ganz überhört, hingegen alles Sonstige ernst auf-

genommen wurde, weil man es eben so haben wollte und brauchte. Zum mindesten ist es wahr, dass Sponholtz jahrelang und sehr fleissig Nachgrabungen vornahm, da er sich einen eigenen archäologischen Gräber hielt; gegraben wurde somit auf jeden Fall, denn sonst hätte man Sponholtz auch nicht bei Lebzeiten den Namen „Schatzgräber“ beigelegt, und dass dabei interessante Funde gemacht worden sein müssen, kann man schon daraus folgern, dass eben viele Jahre hindurch fortgegraben wurde. — Nebstbei war es bekannt, dass der Herzog Adolf von Mecklenburg die unumschränkte Erlaubnis gegeben, Sponholtz dürfe auf den Staats- und Hofdomänen nachgraben, wo es ihm beliebt, und wurden ihm sogar die Arbeitskräfte unentgeltlich



Karte der Umgebung von Prillwitz. — Maßstab: 1 cm = 1 km.

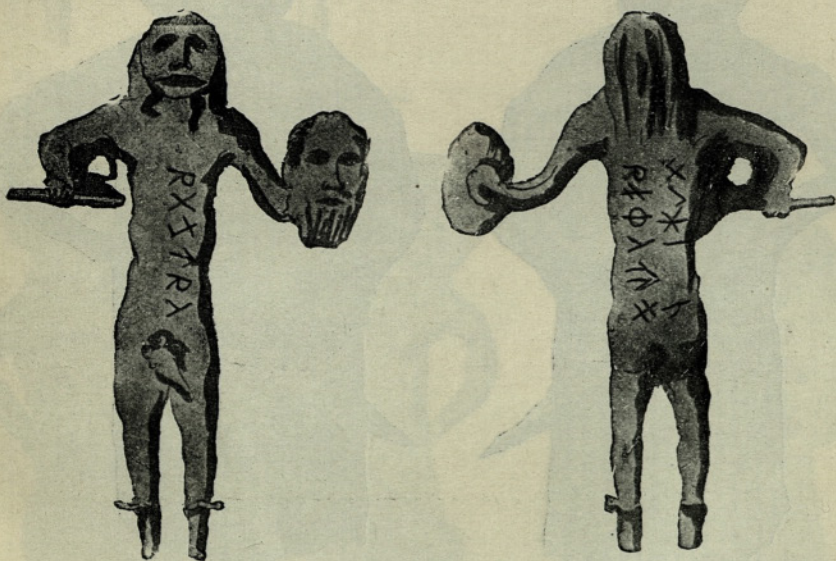
beigestellt. Die Motive der Verdächtigung bzw. Fälschungserklärung beruhen daher, wie bei allen analogen Fällen, entweder auf historischen Wissensmängeln oder krankhafter Sucht, altslavische Kulturbeweise nicht aufkommen zu lassen.

Nun haben aber die Verleumder noch etwas sehr Wichtiges übersehen; es gibt nämlich in keiner Gegend Deutschlands so viel Hünen-Gräber, wie gerade hier an der Landesgrenze um den Tollense-See. Die beigegebene Militärkarte weist in dem verhältnismässig kleinen Territorium allein schon vier Lokalitäten als „Hünen-Gräber“ auf, trotzdem solche Terrainobjekte, da sie militärisch keine besondere Bedeutung haben, nur dann aufgenommen werden, wenn sie beson-

ders auffallen. — Es ist daher durchaus kein Zufall, dass hier so lange gegraben und so viel gefunden wurde, und wäre wohl noch heute eine Menge Gleiches oder Ähnliches zu finden, wenn man die Nachgrabungen rationell fortsetzen würde, was wohl den schlagendsten Beweis bringen müsste, dass es sich hier absolut um keine Schwindeleien handle.

Diese Bronzen, die alle als Beigaben in alten Gräbern gefunden wurden, daher hier auch als „Grab-Amulette“ gekennzeichnet werden, machen den Eindruck eines höheren Alters als die Devotionalien und stützen die Schrifttexte mit ihren originellen Sprachformen sowie die im allgemeinen weniger kunstvolle Ausführung diese Annahme.

Als Beispiele, wie die Bronzen dieser Sammlung aussehen, werden nachfolgend nur acht derselben dargestellt, umsomehr als



(Vorderseite.)

Fig. 1.

(Rückseite.)

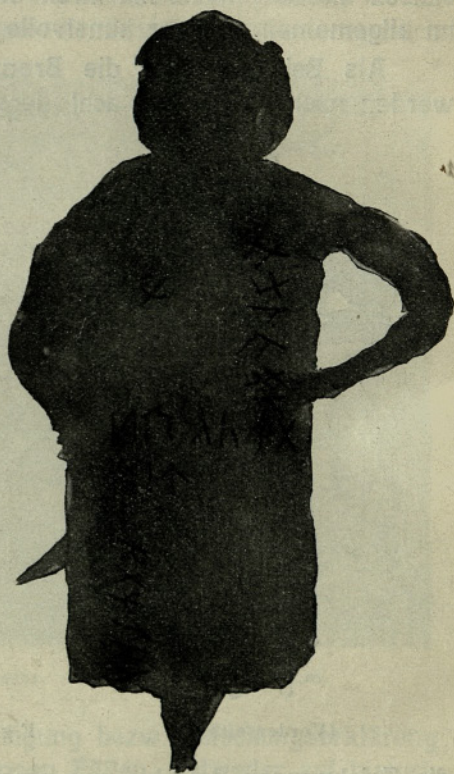
die Zeichnungen Potockis nur einen flüchtigen Charakter haben, so nach nicht in allen Teilen als unbedingt getreu angesehen werden können. Diese Objekte könnten daher erst dann einer genauen wissenschaftlichen Behandlung unterzogen werden, bis sie an Ort und Stelle studiert oder doch photographisch reproduziert werden können, was einstweilen unmöglich ist, weil die dermalige Leitung des Grossherzoglichen Museums in Neustrelitz diese Nachkontrolle der fixen und traditionellen Idee wegen, diese Objekte seien gefälscht, verweigert, d. h. in die Wirklichkeit umgesetzt, der beschämenden wissenschaftlichen Entgeisung in dieser Sache die Mauer macht, denn wäre

man überzeugt, dass es Fälschungen sind, so würde es gewiss niemandem einfallen, einer Überprüfung hinderlich zu sein; nur die Falschmünzer arbeiten bei verschlossenen Läden und stemmen sich gegen die Türe, wenn die Polizei Einlass heischt; eine ehrliche Sache verträgt hingegen jede Kontrolle.

Fig. 1. — Bronzestatuetten mit der Inschrift „rjetra“ auf der Vorder- und „romavo“ und „eljei . . n“ auf der Rückseite; zwischen dem „i“ und „n“ scheinen 2—3 Laute durch die Oxidierung verschwunden zu sein. Der Laut „v“ ist hier wesentlich anders als in



(Vorderseite.)



(Rückseite.)

Fig. 2.

Masch dargestellt, ist aber auch keine Erfindung *ad hoc*, denn dieselbe Darstellungsweise hat auch ihre Analogien bei den Steinen von Mikorzyn, die später besprochen werden.

Fig. 2. — Bronzestatuetten; hat auf der Rückseite die Inschriften: „bjelbog, svantevilj, remtra“, wobei namentlich das „b“ und „v“ wieder von jenen des Masch stark differieren.

Fig. 3. — Bronzestatuetten mit der bisher noch unbekannten Inschrift „balduri“. Die Vorderseite zeigt zwei Köpfe, deren unterer sich später bei den Urnensteinen in ähnlichen Konturen vorfindet.



Fig. 3 a.

Fig. 3 b.
(Dürfte die Rückseite
sein.)

(Vorderseite.)



(Rückseite.)

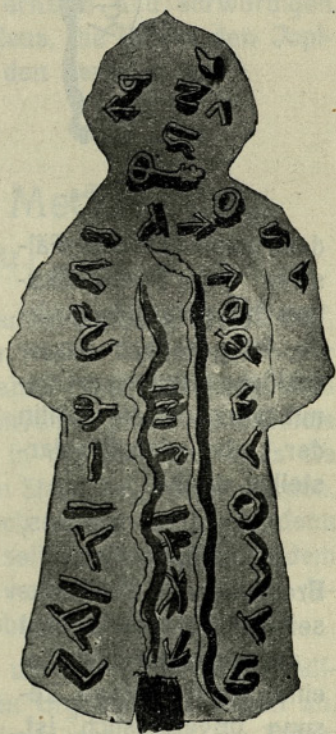


Fig. 5. (Rückseite.)

Fig. 4. — Bronzestatuetten vorne mit der Inschrift „rag .it“, rückwärts mit „rjetra“ und „kare-vjit“, also zwei Namen, die sonst nicht vorkommen.

Fig. 5. — Bronzestatuetten; zeigt auf der Rückseite eine verzierte und von jener des Masch stark abweichende Schrift; das Alphabet scheint jünger zu sein; das Lesen ist unsicher, weil die Buchstaben vielfach verzerrt sind und nicht in einer Linie liegen.

Fig. 6. — Bronzestatuetten mit der Inschrift „rjetra“ und „voda“ auf der Vorder-, und „kodebu“ auf der Rückseite.

Fig. 7. — Bronzestatuetten mit der Inschrift „tsiba“ und „rjetra“ („rjeetra“). — Dass die „Göttin“ Živa sonach eine schöne Mädchen-

gestalt oder überhaupt ein weibliches Wesen bezeichnen müsste, geht daraus wohl nicht hervor, denn hier zeigt die Figur einen Hundekopf;

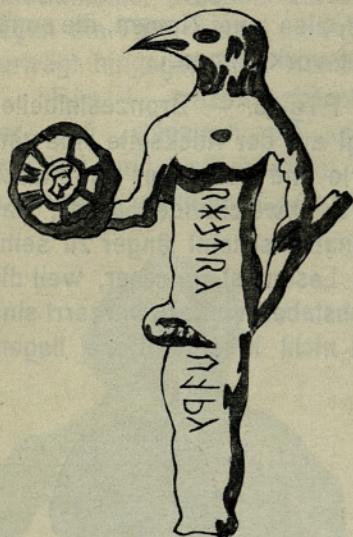


Fig. 6a.



Fig. 6b.

dass aber derselbe Fälscher eine Personifikation derart variieren würde, ist geradezu ausgeschlossen, sofern er hie mit wirklich die Göttin der Liebe oder Ehe darstellen wollte.

Fig. 8. — Kleines, mondsichelartiges Bronzeamulett. Die Rückseite (rechte) zeigt in sonst abweichender Schrift einen Text, dessen Lesung unverlässlich ist, da man nicht weiss, wohin der isolierte Buchstabe einzureihen ist; die Vorderseite (linke) stellt jedoch das Profil eines



(Vorderseite.)



Rückseite.)

Fig. 7.

Kopfes mit ehrwürdigem Aussehen dar; die Umschrift „bogotec“ oder

„bogotce“ (= Gottvater) klärt aber die beigegebene Figur näher auf. Dieser Begriff wird bei den Slaven noch heute als „bog oče“ oder „bog otec“ allgemein gebraucht. Welche Lesung die richtigere ist, das ist noch nicht klar, da man in der Schlussligatur sowohl das „c“ als in das „e“ eingelegt, wie auch umgekehrt, lesen kann; wie erwähnt, sind aber beide Formen zugleich noch heute sprachgebräuchlich. — Es scheint, dass dieses Stück bzw. die Darstellung der obersten Gottheit in dieser Art uralte ist, denn nicht nur die christliche, sondern auch die heidnischen Religionen stellten den „Gottvater“ stets mit einem ernsten und ehrwürdigen Gesichte dar, wie z. B. die Griechen den Zeus, die Römer den Jupiter, die Ägypter den Serapis, die Wenden den Perun u. a.

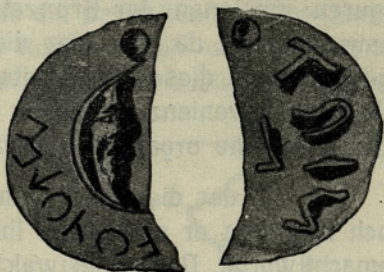


Fig. 8.

c) Die Urnensteine von Mecklenburg.

(Sammlung Sponholtz.)

Auf den Dorffluren von Prillwitz, Neubrandenburg, Berenstorf, und Trollenhagen (Mecklenburg-Strelitz) fand der Altertumsforscher Gideon Sponholtz, der kurz nach dem Jahre 1796 gestorben sein muss, verschiedene mit Runen und primitiven Figuren gezeichnete Steine. Er nannte sie Familiensteine, in der Meinung, dass die Mitglieder einer Familie stets an derselben Stelle beigelegt wurden, wo ihr Runenstein lag. Dies scheint jedoch nicht zuzutreffen, denn die Steine lagen entweder auf den Urnen selbst, vermutlich zu dem Zwecke, um das Eindringen von Erde zu verhindern, oder aber daneben, wenn die Urne schon zusammengebrochen war.

Die Steine sind dem Gerölle, wie es um den Tollense-See allgemein vorkommt, entnommen und gehören Urgesteinsgattungen an. Der grösste Stein wiegt fast 10 kg, der kleinste nur $\frac{1}{4}$ kg. Sie haben alle ihre natürliche rohe Gestalt behalten; nur einige sind an jener Stelle geebnet, welche nun die Schrift oder Figur aufweist.

Die Runenschriften weichen bis auf einen Fall von den normalen nicht ab; die Texte sind jedoch, — ausgenommen die Namen „Mitra“ und „Sieba“ —, nur als Initialen oder höchstens Anfangs-

silben ausgeführt. Die Figuren sind ausschliesslich in Silhouettenmanier dargestellt; wahrscheinlich war die Härte des Gesteins ein Hindernis für ausführlichere Darstellungen. Ansonst stehen diese Inschriften und Figuren mit jenen der Bronzefunde im innigen mythologischen Zusammenhange, da sich hier dieselben Namen (bis auf „Mitra“) und figürlich auch dieselben Attribute wiederholen; die sprachliche wie religiöse Provenienz ist daher bei allen drei Sammlungen dieselbe oder doch eine organisch verwandte.

Masch, der die Rjetra-Statuetten beschrieb, kannte diesen Fund noch nicht, da er eben nach ihm, etwa in der Zeit von 1785—1793 gemacht wurde. Der erste, welcher diese Steine eingehend beschrieb, war Friedrich v. Hagenow,*) dem es auch gelang, da auch diese Steine sofort als Fälschungen erklärt wurden, jenen archäologischen Gräber Boye ausfindig zu machen, der bei Sponholtz durch 7 Jahre in diesem Dienste stand, zu gerichtlichen Aussagen zu bringen. Boye hat nun ungefähr 30 Jahre später glaubwürdig die natürliche Herkunft dieser Runensteine aufgeklärt und konnte sich bei den interessanteren noch erinnern, auf welcher Flur sie gefunden wurden. Er erzählte weiter, dass sie am Wasser nächst Prillwitz 10 Bronzefiguren ausgegraben haben, die wie kleine Vögel (vgl. Fig. 6 Seite 52) aussahen. Ausserdem wurden sonstige verschieden geformte Erzstücke sowie auch etliche alte Münzen in Urnen gefunden; er besass auch selbst einiges hievon, verlor aber bei einem feindlichen Überfall (1806—1807) alle seine Habe und darunter auch diese Altertümer. Einige Erzstücke, die seinerzeit als wertlos zurückgelassen wurden, holte Boye noch und übergab sie Hagenow im Jahre 1826 als Beweis, dass er wahr gesprochen. Ebenso seien damals kleine und grosse Dolche mit Griffen aus feinem Dukatengold sowie auch andere Metallgegenstände gefunden worden, wie: Armgeschmeide, Ringe, Sporen, mehrere Ochsenfiguren, Tränentöpfe u. ä.

Herzog Adolf von Mecklenburg, der von der Sammlung wusste, erwarb sie später von Sponholtz um eine Jahresrente von 300 Talern und 6 Faden Holz. — Es sollen sich auch weit mehr Urnensteine in der Sammlung befunden haben, doch gingen später im Museum zu Neustrelitz, wo sie frei umherlagen, ja bis heute unbewacht liegen, bis auf 14 alle verloren.

Fig. 1 stellt den „Radegast“ dar, was nicht nur das typische Attribut — die Gans — auf dem Kopfe, sondern auch die beigesezt-

*) Hagenow F. v., Beschreibung der auf der grossherzoglichen Bibliothek zu Neu-Strelitz befindlichen Runensteine usw. — Loitz 1826.

ten Runen *RAD* bestätigen. Bei diesem Urnensteine fehlt augenscheinlich ein Stück, da die Zeichnung wie die Schrift bis an den Rand geht.



Fig. 1.



Fig. 2.

und diese Runenformen sonst nicht vorkommen.

Fig. 3. Hier findet sich wieder dieselbe Mittelfigur und ober derselben eine Tierfigur. Am unteren Rande steht wieder „*RAD*“ (Radegast); oben ist unter einem horizontalen Striche ein *S* (oder *I* und *A*), in der Mitte ein *M*,

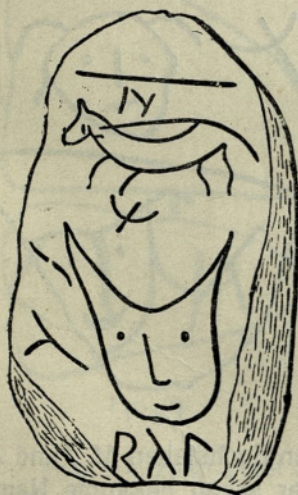


Fig. 3.

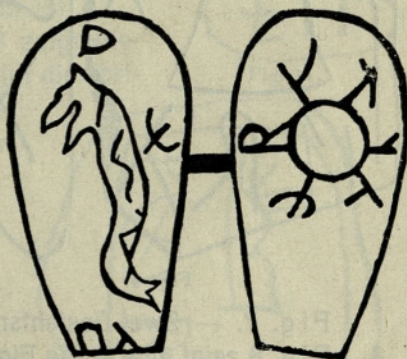


Fig. 4.

und links ein *I* und *N*, deren Bedeutung einzeln wie zusammenhängend unbekannt ist, oder nicht verlässlich gedeutet werden kann.

Fig. 4 stellt augenscheinlich eine Schlange (oder Fisch?) dar; um die Figur sind 4 Buchstaben angebracht, von denen nur A und M sicher lesbar sind. Bei diesem Steine ist auch die Rückseite beschrieben; um einen Kreis in der Mitte, stehen die Buchstaben: R, G, L, A, E (N?) und M, die jedoch, wie und wo man sie zu lesen beginnt, keinen orientierenden Text bieten.

Fig. 5 trägt die klare Inschrift „čirn“, deutet also auf den „čirnbog“.

Fig. 6. Die Figur mit einem Strahlenkranz kopfe und einem Stabe in der linken Hand, trägt die Aufschrift „mitra“. Der Name ist schon aus anderen Mythologien bekannt und deutet auf einen hohen Würdenträger oder eine besondere Gottheit, denn die „mitra“ ist noch heute das Symbol hoher kirchlicher Würde. —

An der Seite hat dieser Stein auch noch 2 Zeichnungen und den Buchstaben A eingraviert.



Fig. 5.

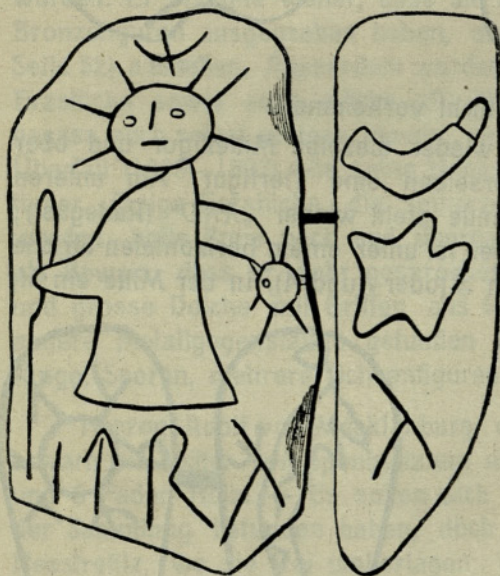


Fig. 6.

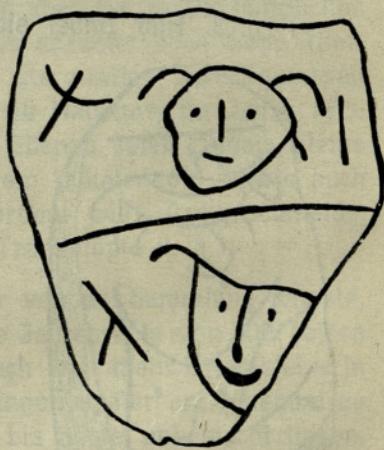


Fig. 7.

Fig. 7. — Zwei Gesichtsmasken mit den Buchstaben M, I und A.

Fig. 8 zeigt eine derbe Figur, welcher der schon bekannte Name „Sieba“ beigelegt ist. Sollte dies wirklich Živa heißen, so ist dies ein Rätsel, weshalb der Name nicht entsprechend geschrieben ist. Das A am Schlusse ist auch nicht so dargestellt wie sonst.

Fig. 9 stellt nur einen Kreis dar, der die Schrift *AIM* (oder umgedreht *ŽIK*) einschliesst.



Fig. 8.

Fig. 10 zeigt dieselbe Aufschrift „*AIM*“ (oder *ŽIA*), wie Fig. 9. Die Schrift ist an der Schmalseite des Steines angebracht.

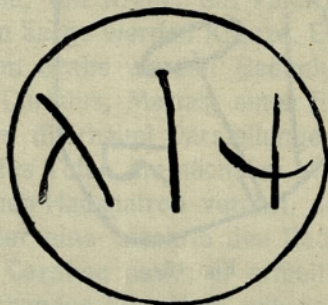


Fig. 9.

Fig. 11. Hier ist der Stein ebenfalls nur an der Schmalseite beschrieben und trägt die deutliche Schrift „*BIL*“, also vermutlich „*Bilbog*“.

Fig. 12 zeigt ein grosses mit 5 Strahlen versehenes *R*, und überdies die Schrift *G(K)* und *R*; in der Mitte zwischen beiden ist eine Ligatur, deren Grundbuchstaben man gewöhnlich als *E* liest; der hineingelegte Laut ist *I*.

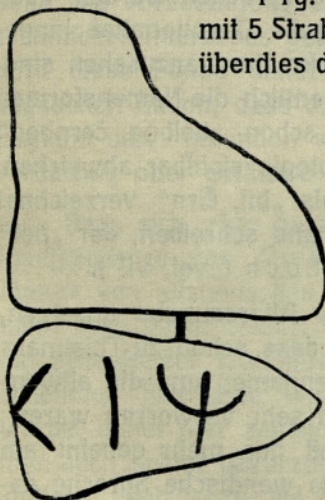


Fig. 10.

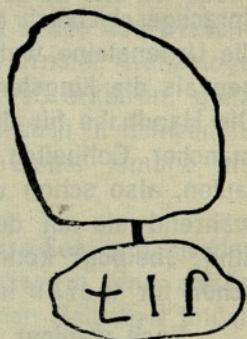


Fig. 11.

Fig. 13 zeigt wieder ein *R*; für die übrigen Striche fehlt jeder Anhaltspunkt für eine Erklärung.

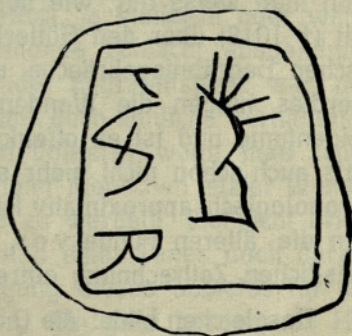


Fig. 12.

Fig. 14 zeigt zwei gekreuzte Vögelköpfe; vermutlich sind es Tauben, und gab man dieses Symbol wohl einem verstorbenen Liebes- oder jungem

Ehepaare ins Grab. — Man behauptet allgemein, dass dies Falken- oder Sperberköpfe seien, doch ist dies schon deshalb abzuweisen,

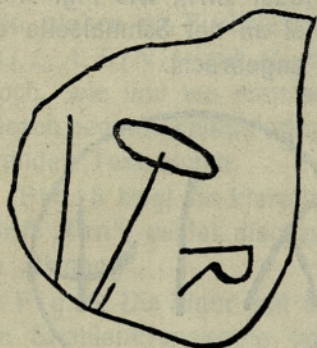


Fig. 13.

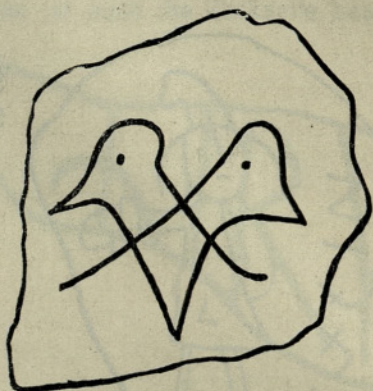


Fig. 14.

weil der Runenschneider da wohl auch leicht den Typus der Falkenschnäbel zum Ausdrucke gebracht hätte, was aber hier nicht zutrifft.

Betreffs aller dieser drei Sammlungen kann zum Schlusse die sprachgeschichtlich gestützte Vermutung ausgesprochen werden, dass die Urnensteine wahrscheinlich die ältesten, die Devotionalien hingegen als die jüngsten unter diesen Runendenkmälern anzusehen sind. Die Handhabe für diese Ansicht bieten namentlich die Namensformen mancher Gottheiten, die z. B. bei Masch schon „belbog, černbog“ lauten, also schon von der primären Etymologie sichtbar abweichen, während sie auf den Runensteinen noch als „bil, čirn“ verzeichnet sind; „belbog“ konnte sonach nur mehr jemand schreiben, der „bel“ schon für weiss hielt und nicht mehr für hoch („vel, vil“). —

Noch weniger lässt sich eine konkrete Altersangabe ansetzen, denn man weiss nur, wie bereits erwähnt, dass schon zu Thielmars Zeit († 1018) über den Götterkult, die Götzenamen und die altwendischen Begräbnisgebräuche die Traditionen sehr verworren waren; überdies hingen die Wenden zu jener Zeit nur mehr geheim am Heidentume und ist es offenkundig, dass die wendische Sprache damals auch schon nicht mehr so rein war, wie sie sich hier darbietet. Chronologisch approximativ kann man daher kaum viel fehlen, wenn man die älteren Funde vor, die jüngeren nach dem Beginne der christlichen Zeitrechnung einreihet.

Desgleichen bildet die Qualität der Grabbeigaben keinerlei Orientierungsmittel, denn solche waren bei den Reichen wie bei den Armen

jederzeit verschieden, wobei stets die Vermögensverhältnisse des Begrabenen entscheidend sind. Der Reiche erhielt daher z. B. eine Radegast-Figur aus Bronze oder gar Gold ins Grab mit, der Arme nur einen Stein, der einen derben Umriss oder nur das Monogramm desselben Gottes aufwies. Ansonst weichen aber jene vorgeschichtlichen Begräbnisgebräuche doch von den heutigen in nichts ab. Auch heute wird dem Verstorbenen ein Bild, ein Kreuz, ein Paternoster, eine Devotionalie mitgegeben; auf dem Sarge werden Kreuze, Engelsköpfe, Allegorien angebracht; auf dem Grabe werden Gedenksteine mit Figuren aufgestellt, wie jene des Christus, Marias, eines Engels, eines Genius, eines Totenkopfes oder überhaupt Darstellungen, die der persönlichen Verehrungsrichtung des Toten am nächsten standen. Wie aber nun der Serbe, Bulgare seinen Hauspatron verehrt, so war es wohl auch hier in Mecklenburg; der eine verehrte den Radegast, der andere den Bilbog, der dritte den Černbog usw.; er erhielt daher nach dem Tode auch ein dementsprechendes Andenken mit ins Grab.

Sehr wahrscheinlich ist es auch, dass die alten Gräber der weiteren Umgebung ähnliche Beigaben enthalten, nur sind die Stellen noch nicht aufgegraben, oder fehlte aber den Umgräbern die Aufmerksamkeit sowie das Verständnis hiefür, wozu eben, wie bei Sponholtz, die Vorbedingung einer gewissen Erfahrung sowie des wissenschaftlichen Interesses gehört. Ein praktischer und ernster Archäologe wird diese Funde daher auch nie als Fälschungen erklären, ganz abgesehen davon, dass z. B. ähnliche Urnensteine auch in Schweden, England usw. gefunden wurden, ohne dass sie bisher jemand als verdächtig oder gefälscht angesehen hätte.

Dass sich aber gerade hier um den Tollense-See und an der Landesgrenze von Mecklenburg-Strelitz und Schwerin eine solche Menge von altslavischen Gräbern mit derart reichen Beigaben findet, kann auch dahin erklärt werden, dass hier aus irgendeinem Grunde ein bedeutender Wallfahrts- oder Gnadenort, ja vielleicht oder wahrscheinlich hier eine wichtige, entscheidende Schlacht ausgekämpft wurde, daher hier zugleich ein bedeutender Begräbnisplatz war, den man auch später bevorzugte. Es herrschen doch ähnliche Verhältnisse vielfach noch heute bei den asiatischen Völkern, wenn man schon davon absieht, dass es auch in Europa vieler Menschen letzter Wunsch ist, an einer besonderen Stelle bestattet zu werden. Vielleicht bringt uns die Geschichtsforschung oder der Zufall eines Tages noch darauf, welche tieferen Motive für die Bevorzugung dieses Gebietes für den altwendischen Kultus massgebend waren. Ein ganz besonderes Heiligtum muss sich aber hier befunden haben, da auch Adam v. Bremen

„Rheire“ als „*sedes ydolatriae*“, also als den Sitz des Götterdienstes oder der Götzenanbetung besonders hervorhebt.

Wie sich aber an Wallfahrts- oder sonst vielfach besuchten Gnadenorten oft eine eigene Industrie bildet, welche den Besuchern gewisse Erinnerungsgegenstände feilbietet, so mag es auch hier mit den Grabbeigaben gewesen sein, denn die Bronzeobjekte erforderten, nebst der Rohmaterialbeschaffung doch alle einen Künstler im Formen, Erzgiessen und Schreiben, ja, selbst der primitivst gezeichnete und beschriebene Feldstein, zumeist Granit oder Syenit, kann ohne scharfe Stahlwerkzeuge und Kenntnis der Runenschrift zu keiner Devotionalie werden. —

Der logische Beweis, dass diese wendischen Altertümer echt sind und nur echt sein können, ist hiemit zweifellos erbracht. Überdies liesse sich auch der direkte Beweis hiefür leicht herbeiführen, wenn man die noch intakten „Hünengräber“, die namentlich im benachbarten Mecklenburg-Schwerin zum grossen Teile noch nicht geöffnet zu sein scheinen, rationell durchforschen würde. —

Die Wegweiser von Mikorzyn.

Im Gemeindegebiete von Mikorzyn in Posen wurden in den Jahren 1855 und 1856 nachstehend abgebildete zwei Steine ausgegraben. Im Einzelnen ist darüber bekannt:

Der Stein mit der Menschenfigur wurde im Herbst 1855 auf einem kleinen Hügel des Dominialgrundes von Mikorzyn bei einer Grabung gefunden. Er ist 72 cm hoch, 48 cm breit und 8 cm stark. Derselbe lag etwa 60 cm tief; unter ihm befand sich angeblich eine Urne mit Ascheresten und einigen Silber- und Bronzeringen. — Eine zweite Schilderung sagt, dass er in der Grenzfurche gefunden wurde, was richtiger sein dürfte, da es auch die Aufschrift rechtfertigt. — Es machten sich nun Runenschriftkundige an die Lösung und fanden zunächst, dass es sich hier um den altslavischen Gott des Rechtes „Prove“ handle, und besage die Inschrift etwa: „*prove, sbir, kbel*“. — Universitätsprofessor Dr. Joh. Leciejewski legt in seiner Schrift „*Runy i runiczne pomniki słowiańskie*“ („Die slavischen Runen und Runendenkmäler“, Lemberg 1906) den Text als „*Smir žiretvan ledžit*“ aus, d. i. „Smir liegt da als Opfer.“

Die Bestimmung sowie der Schrifttext sind jedoch wesentlich andere. Der Stein diente ursprünglich wohl als Wegweiser, daher

er auch an der Grenze oder Weggabelung gefunden wurde; lag er aber auf einer Grabstelle, so mag an jener Stelle eben auch ein Grab gewesen sein, da man seinerzeit doch die Toten mit Vorliebe längs der Weglinien begrub. —

Die Schrift zeigt schon eine Vermengung von wendischen und slovakischen Runenformen, und wendet auch einige Ligaturen an; sie sagt: „*smir priavki alič t . : .*“, d. i. dem Sinne nach: „Wegweiser-Richtung Halicz.“ —

„Smir“ — sonst „směr, smjer“ (= Richtung) — ist im Slavischen allgemein bekannt, dürfte aber hier in der Bedeutung Wegweiser aufzufassen sein, da das folgende „pravka“ wieder Richtung, Direktion bedeutet.*) Die nicht aspirierte Form „alič“ deutet auf Halicz, Galicz, also Galizien. Ob „t“ zu „č“ gehört, oder ob es eine Abkürzung für ein Wegmass, also ein Zahlwort ist, kann ohne Analogien nicht näher ausgesprochen werden; die vier Punkte geben anscheinend eine Orientierung über die Entfernung



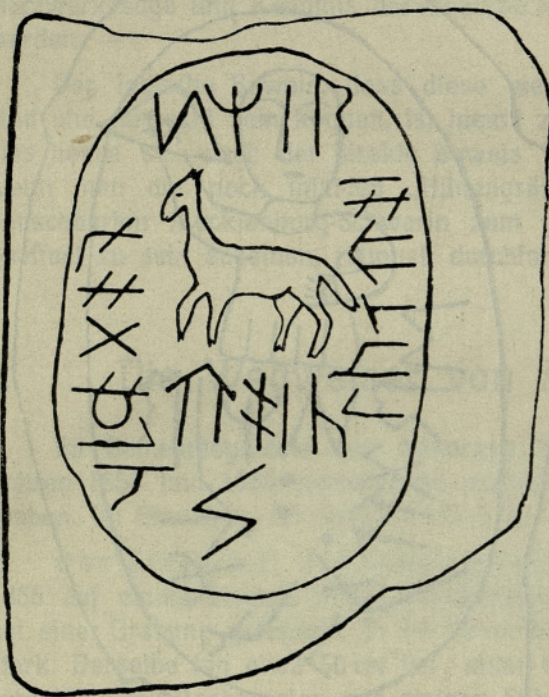
bis zum Ziele, d. i. Galizien (Krakau) an, und mag dies 4 Tagesreisen bedeuten, was einem täglichen Marsche von 32—35 km entsprechen würde.**) Es kann daher nahezu kein Zweifel mehr darüber obwalten, dass es sich hier um einen Wegweiser, eine Strassenhand

*) In Prag steht z. B. auf jedem Wegweiser der Strassenbahn als erstes Schlagwort: »směr«.

**) Solche Angaben in Punkten sind z. B. in den Alpengegenden, dann in Frankreich sehr häufig längs alter Gebirgspfade auf Natursteinblöcken zu finden, und benennt sie die Wissenschaft fälschlich als Rinnen-, Schalen-, Opfer-, hingegen richtig als Zeichensteine.

oder um eine Orientierung im allgemeinen handelt, nur war die Entzifferung bisher dadurch erschwert, dass man die slovakischen Runen, deren Denkmäler man gleich vorweg als Fälschungen bezeichnete, nicht kannte oder beachtete, sowie dass man die verschiedenen Ligaturen für einfache Laute hielt.

Der Stein mit der Pferdefigur wurde im Jahre 1856 gleichfalls an der Gemeindegrenze, etwa 200 Schritte vom erstbeschriebenen entfernt, gefunden. Er ist 62 cm hoch, 56 cm breit und 16 cm stark; das Material ist in beiden Fällen Syenit. — Die Schrift las



man als: „*sbir, voin, bogdan, inawoi s*“; sie besagt jedoch etwa: „*smir bojvan voin lutvi s*“. — Der Begriff „*smir*“ ist bereits erklärt; die weiteren zwei Ausdrücke deuten vielleicht Örtlichkeiten an, welche die Kommunikation berührt; „*lutvi*“ ist gleichbedeutend mit „*Lotwa*“, d. i. Litauen, es war dies sonach der Wegweiser nach Litauen, denn Mikorzyn liegt heute knapp an der deutsch-russischen Grenze, und begann doch dort das litauische Gebiet. Das vereinzelt stehende „*s*“ kann eine Zahlenangabe

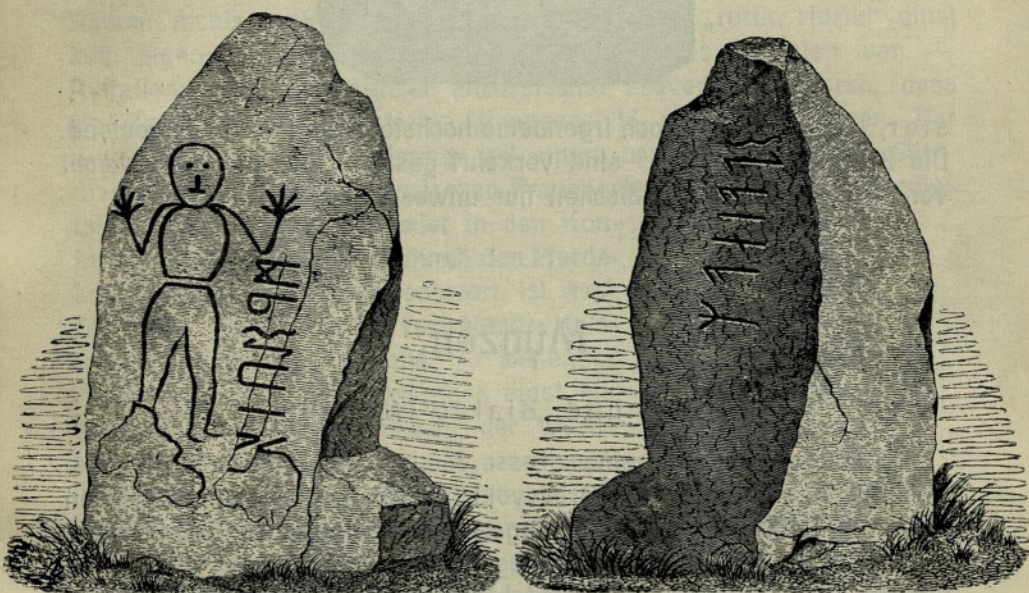
sein, nachdem die Buchstaben einst zugleich bestimmte Zahlenwerte hatten. —

Es wäre erwünscht nachzuforschen, ob sich nicht unter den ältesten urkundlich bekannten Ortsnamen solche befinden, wie sie hier genannt sind, da man demnach die nähere Trace der Strasse nach Litauen feststellen könnte.

Wie nicht anders zu erwarten war, wurden auch diese zwei Steine gleichfalls als Falsifikate verdächtigt; da sie aber weder der vermutliche Mistifikator noch die Wissenschaft bisher glaubwürdig deuten konnten, ist jeder weitere Verdacht kurzweg abzuweisen und dies umso berechtigter, wenn man weiss, dass Steine mit ähnlichen

Figuren auch weit entfernt davon, wie in Schweden und Norwegen, gefunden wurden, es sich daher um keine Unica und noch weniger um einen Fälscher handelt, der solche Steine mit verschiedener Schrift erzeugte und die Steinblöcke ungesehen in der Welt zerstreut vergrub, nur um etwa die Gelehrten zum besten zu halten. Die Einreihung solcher Denkmäler unter Fälschungen ist daher nur ein groteskes Zeugnis der Ratlosigkeit jener Deuterkreise, die in solchen Dingen alles eher sehen wollen, als rein natürliche, im Kulturleben sich immer weiter fortspinnende oder wiederholende Vorgänge.

Zum Vergleiche sei hier ein ähnlicher Stein vorgeführt, der in Krogstadt (Schweden) gefunden wurde. Er bildet ein dreiseitiges Prisma,



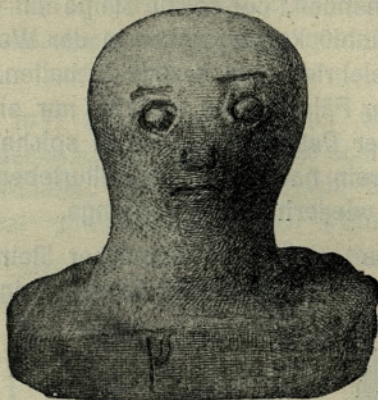
Der Wegweiser (?) von Krogstadt (Schweden).

wovon zwei Seiten beschrieben sind; der Text ist jedoch einstweilen nicht verständlich. Seinem ganzen Äusseren nach war er aber wahrscheinlich auch nur ein Wegweiser (oder Grenzstein) und dürfte die nähere Beachtung der Fundstelle vielleicht diese Vermutung bestätigen.

Der Tonkopf von Pommern.

In Pommern wurde ein kleiner Tonkopf (jetzt im Museum zu Berlin) gefunden, der unten mit einem fünfseitigen Prisma endet; auf jeder Prismafäche ist ein Buchstabe eingraviert, überdies ist ein Buchstabe (u) auf dem Scheitel. Man weiss nun nicht, wo man zu

lesen beginnen soll; fängt man aber bei „g“ an und liest herum, so erhält man „glavnu“ (oder „glavny“), d. i.: Oberhaupt, Höch-



ster, Führer oder doch irgendeine hochstehende Person andeutend. Die Buchstaben „g, l, a“ sind verkehrt gestellt; das Alphabet weicht von dem normalen wendischen nur unwesentlich ab.

Münzen.

„Biat“- und „Biatec“-Münzen.

Es wurde bereits eine grosse Menge von Münzen (z. B. bei Bodenbach ein Fund im Werte von 120.000 K) gefunden, die man bisher im Deutschen meist als „Regenbogenschüsselchen“ bezeichnete, da sie einer Sage nach beim Regenbogen herabfallen; die Slaven nennen sie „knofliky“, was weit berechtigter ist, denn solche Münzen wurden früher als Westenknöpfe, dann als Schmuck auf Leder taschen („torba“), Zaum- und Sattelzeugen angebracht, und zeigen einzelne oft noch auf der Rückseite Lederriemenreste.

Viele dieser Münzen haben die Aufschrift „biat“ oder „biatec“ in lateinischem Alphabete, bezeichnen sich sonach selbst als Münzen oder als das Geschlagene (biti = schlagen). Andere hingegen haben jedoch keine Aufschrift, wie man bisher behauptete; es scheint aber dies nicht zuzutreffen, denn der Verfasser hat selbst eine solche Münze zur Besichtigung erhalten, die das Wort „biat“ in Runenschrift eingestanz hat. Es ist daher wahrscheinlich, dass man dies bisher nicht beachtet hat, umso mehr als die Schrift durch die Faltenbildung in der oberen Muldenfläche entstellt sein kann, daher nicht

leicht auffällt. Sie wurde hier auch illustrativ nicht beigelegt, da sie nicht entsprechend hervortritt. — Man schreibt diese Münzen den Kelten und „Barbaren“ zu. Möglicherweise sind die Münzen mit lateinischer Schrift die jüngeren, obgleich sich auch beide Arten zugleich im Umlaufe befunden haben konnten, wenn sich die Ansprüche im Verkehre darnach stellten. —

„Rurik“-Münze.

Ein Goldbrakteat des Münzkabinettes in Kopenhagen trägt die Aufschrift „rurik“ in wendischen Runen. Der älteste geschichtlich bekannte Herrscher dieses Namens in Russland regierte von 862—879 n. Chr., doch dürfte die Münze weit älter sein und mit dem historischen Namen nichts weiter gemein haben, als dass „rurik, rjurik“ einst kein Eigen-, sondern nur der Funktionsname des Regenten war. — Auffallend sind alle Münzen altrussischer Provenienz dadurch, dass sie ein eigenartig stilisiertes Wappenschild zur Schau tragen. Der Kopf der Hauptfigur ist immer mit einem breiten, helmartigen Stirndiadem, ähnlich dem altrussischen Frauenschmucke, gekrönt; überdies ist eine Pferdefigur entweder in den Konturen ersichtlich oder doch durch den Pferdekopf angedeutet. Bemerkenswert ist auch der meist besonders hervortretende Halschmuck, russisch „ožerelje“ (= stehender Kragen) genannt. Es muss dies einst ein besonderes äusseres Zeichen der Würde bei den Russen gewesen sein, was auch die Beigaben des Skelettes bestätigen, die im Juli 1913 durch Professor Veselovskij im „Soloh“-Kurgan [Südrussland] gefunden wurden. Der dort bestattete scythische Car hatte einen ausserordentlich kunstvollen und schweren Goldschmuck um den Hals. Nebst anderen Attributen der militärischen und sozialen Würde befanden sich auch zwei Stallungen mit Reitpferden in dem Riesentumulus, ein Beweis, dass das Bild der Münze eine Art Relation zu den Hoheitsattributen des Herrschers und den Grabbeigaben nach dessen Tode bildete.

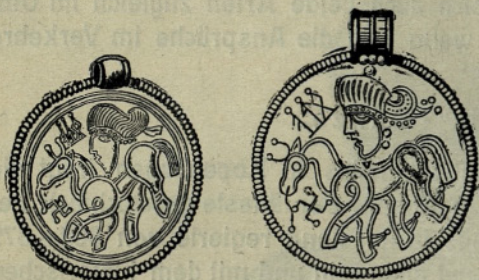


„Rurik“-Münze.

„Ůta“-Münze.

Zwei Goldbrakteate der Universitätsammlungen in Lund [Schweden] tragen die graphisch minimal von einander abweichende Aufschrift „Ůta“ mit einem der „Rurik“-Münze ähnlichen Wappenschilde. Man glaubt es seien dies Prägungen des wendischen Fürsten „Ůta“,

auch „Uda“, des Vaters Gottschalks, der um das Jahr 1029 n. Chr. von den Sachsen erschlagen wurde. Vermutlich ist aber „ota“ nichts weiter, als die allgemeine Volksbezeichnung für den Herrscher als



„Ota“-Münzen.

ter unser, wobei „oče“ der Vokativ ist] dieselbe Form wie Aussprache erhalten hat, ist es möglich, dass man „ota“ in der Wirklichkeit auch als „oča“ aussprach, was jedoch ansonst belanglos ist.

„Otuž“-Münze.

Ein in Stockholm befindliches Goldbrakteat trägt die Aufschrift „otuž [oder „otuč“]. Ist das „u“ hier als „y“ zu lesen, wie dies auch anderswo zutrifft, so bedeutet es eventuell den Sohn des „ot“, also „otič“. — Das Wappenschild ist nahezu dasselbe wie bei den „ota“-Brakteaten. —



„Otuž“-Münze.

Die „Belbog“-Münze von Krakau.

Im Besitze der Familie Friedlein in Krakau befindet sich eine Silbermünze, die man gewöhnlich unter dem Namen „die Medaille von Krakau“ angeführt findet.

Wie die beigegebenen Illustrationen zeigen, sind die beiden Köpfe, die schon zum Teile bis zur Unleserlichkeit abgewetzt sind, mit Runeninschriften umgeben. Auf der Figur a) ist links „caston“ [oder „baston“], rechts [von rechts nach links und von innen aus gelesen] anscheinend „tacr“ zu lesen. „Kasta“ bezeichnet Stamm, Stand; steht oder stand dort „baston“ so kann es als: der Angesehene, das Oberhaupt ausgelegt werden, denn der Russe gebraucht noch heute „basij, basistij“ für ansehnlich, schön geschmückt, vortrefflich, und kennt doch der Balkanslave wie Osmane den verwandten Begriff „basa“ für Feldherr, Führer; „džacr“ hingegen dürfte als: Priester, Stammesoberhaupt,

Herrscher aufzufassen sein, denn das Grundwort „džak“ kommt in der Bedeutung Priester [oder einer hiemit zusammenhängenden Relation] namentlich in der indischen Mythologie oft vor; der Gott Krišna führt den Titel „Džagarnat“, d. i. Herr der Welt, „džaga“ heisst das Sonnenopfer der Braminen, „džagna“ = Opfer, „džagnaman“ = Opferpriester usw. — Aber auch die Slaven kennen dieses Grundwort als „djak, žak, dijak, Diakon“ in der Bedeutung der Studierende, im Altrussischen schon als Staatssekretär; in Igors



Die „Belbog“-Münze. (Doppelte Originalgrösse.)

Lied kommt „Gzak“ auch als Eigen- oder Funktionsname vor. Die Slavizität dieser Aufschrift lässt sich aber erst aus der Aufschrift auf der zweiten Seite begründen, denn dort steht „belbog“, wobei nur das zweite „b“ nicht mehr prägnant hervortritt. Die weitere Schrift ist bis auf „ž, d“ und „m“ auf der rechten Seite nicht mehr lesbar. Es scheint also, dass diese Münze auf der einen Seite die höchste Gottheit, auf der anderen Seite den Führer des Volkes darstelle.

Goldbrakteate mit der Aufschrift „žacg“ oder „čagk“.

In nördlichen Gebieten Europas wurden mehrere Brakteate aus Gold gefunden, welche ein ähnliches Wappenschild wie das „Rurik“-Brakteat tragen, denen aber die Aufschrift „žacg, čagk“ oder „žagk“ beigelegt ist. „Žak, džak“ ist sonach zweifellos ein Hoheitsname, und weist hier auf den Prägeherrn, also Herrscher hin. Im Slovaki-

schen und Magyarischen bedeutet „čaga“ — Hirt, Herr, „nadčaga“ — Oberherr. Die Münze selbst muss demnach „čaga“ geheissen haben, und bestätigt dies auch das „Igor-Lied“. Die Schreibweise „cg“ bietet zugleich einen ergänzenden Beweis, dass die Einwendung bei den mecklenburgischen Runendenkmälern, sie seien deshalb gefälscht, weil dort „belbog“ geschrieben stehe, schon gar nicht mehr

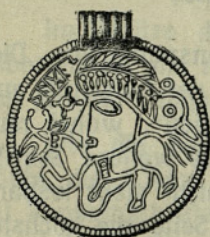


Goldbrakteate „žacg“.

haltbar ist. Die erste Münze wurde in Schweden, die zweite und dritte in Dänemark, die vierte in Norwegen gefunden. Ob sich weitere Exemplare in Museen, namentlich in russischen, befinden, war bisher nicht festzustellen.

Das Goldbrakteat „daiga“ oder „daija“.

Das abgebildete Goldbrakteat wurde im Jahre 1839 in Köslin [Pommern] gefunden. Die Aufschrift „daija“ ist wahrscheinlich als „čajga“ auszusprechen. In den Runenalphabeten fehlen uns die Zischlaute; diese müssen in der Aussprache nun selbst moduliert werden, denn man sieht dies am klarsten in der Grünberger Handschrift, wo z. B. der Laut „c“ zugleich als „č“ oder „k“ auftritt; das „s“ kann auch als „š“ wie „ž“ gebraucht werden u. ä. — Der Münzname „čajga“ war aber schon [als „sajga“] im IX. Jahrhunderte in Bayern und Oberösterreich bekannt, und muss die Münze einen verhältnismässig hohen Wert besessen haben, denn sie bildet in der Raffelstettner Zollordnung vom Jahre 904

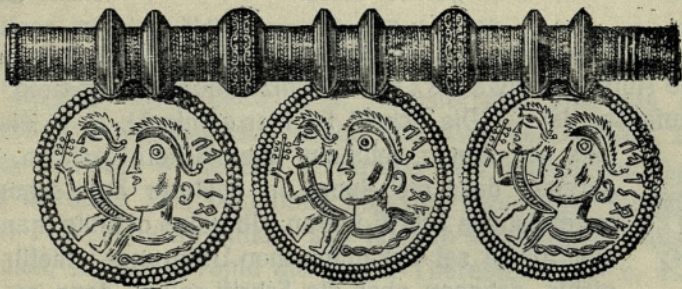


Das Goldbrakteat „daiga“.

[906?] die höchste Zolltaxe [für die Einfuhr eines Knechtes oder einer Stute]. Naheliegender ist es, dass ein Münzname eine grosse geographische Verbreitung findet; dass aber dabei auch der Name selbst in Form und Sprache Veränderungen erfährt, ist gleichfalls selbstverständlich, denn „čajga“ wäre sonach nur die diphtongierte Form von „čaga“.

Die Goldbrakteate „voslau“.

Im Museum zu Kopenhagen befinden sich auf einem kunstvoll ziselierten Goldstabe 6 gleiche Goldbrakteate, die paarweise mit der Reversseite aneinandergefügt sind. Das Wappenschild weicht nur zum Teile von den bisher bekannten ab. Die Aufschrift ist überall „voslau“, also „Voslav“, was sonach auf einen einstigen Regentennamen deutet. Der Name ist rein slavisch und zeigt schon auf eine Kontraktion von „Vodslav“, woraus sich der heutige Vorname „Václav“, auch meist als „Václav“ geschrieben und ausgesprochen, gebildet haben dürfte. — Da es dänische Fürsten — dieser Münzenschmuck wurde



Das Goldbrakteat „Voslav“.

nämlich in Faxö in Dänemark gefunden — mit slavischen Namen, wie z. B. „Vodan“ gab, in Dänemark selbst slavische Ortsnamen sehr zahlreich sind, ist es wohl naheliegend, dass eine daselbst geprägte Münze den slavischen Namen eines Landesfürsten tragen konnte, sie kann aber ebensogut auch von anderswo ins Land gekommen sein. Geschichtlich belegt ist unseres Wissens ein Regentennamen „Voslav“ in Dänemark nicht; hingegen wird der Name „Vojslav“, der einem serbischen Gross-Župan beigelegt war, schon urkundlich im VII. Jahrhunderte angeführt.

Das Goldbrakteat „cun dasc“.

Im Landesmuseum zu Prag befindet sich ein Goldbrakteat, über dessen Herkunft bisher nur bekannt ist, dass es in Böhmen gefunden wurde. Es trägt die Umschrift „cun dasc“ [lies: kun dask], die bisher allgemein als „König Tusko“ gedeutet wurde, jedoch näher in keiner Weise beglaubigt erscheint. Ich halte folgende Lösung für weit glaubwürdiger und zutreffender: „cun“ steht hier für „cuna“; das Schluss-a ist augenscheinlich durch die Figur im Mittelschilde gedeckt. Die älteste bekannte Bezeichnung für eine Münze war aber z. B. in Russland „kuna“, bzw. „kunic, kunica“. [Vergl. die beigegebenen Figuren.]

Dass dieser Münzterminus einst gebräuchlich war, ist sonach zweifellos. Der Begriff „dask“ bedeutet aber gleichfalls im Russischen das



Russische „kouna“-Münze.



Münze „kunic“.

Herumwandernde, was logisch mit Geld identifizierbar ist, daher die ganze Aufschrift etwa als „Kuna-Münze“ oder „Kuna-Geld“ sprachlich aufzufassen ist. — Die Schrift ist hier gemischt, d. h. sie besteht



Das Goldbrakteat
»cun dasc«.

teils aus Runen, teils aus lateinischen Unzialen, ein Fingerzeig, dass die Runen in späterer Zeit schon keine exzeptionelle Schrift waren. Überdies glaubte man bisher, die Münze sei byzantinischen Ursprungs; hiefür spricht nichts, dagegen aber die Schrift selbst, denn es würden

da wohl eher griechische als lateinische Alphabeteinflüsse zu merken sein. — Über das Alter kann mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit angenommen werden, dass diese Münze jünger ist als alle die vorangeführten mit reiner Runenschrift.

* * *

Hiemit schliesst — wenigstens vorläufig — die Reihe der Münzen mit mehrweniger verlässlich gelösten Runeninschriften ab, ob schon es noch an hundert weitere gibt, die ähnliche Schriften tragen, deren Deutung aber sprachlich noch zu wenig geklärt ist. Der Umstand, dass die Wappenschilder aller dieser Münzen, die zugleich fast durchwegs Goldbrakteate sind, sich ähneln, sowie dass sich die Inschriften von den sonstigen wendischen Runen nicht wesentlich unterscheiden oder diese gar noch alphabetisch ergänzen, dann dass die Texte entschieden slavisch sind, lässt berechtigt folgern, dass sie alle von slavischen Regenten stammen, die im Gebiete von Nord- und Westrussland, Norddeutschland, Dänemark oder Skandinavien geherrscht haben.

Die Zeit selbst zu taxieren ist unmöglich, da uns die Geschichte über jene Epoche viel zu wenig Daten bietet: mit einiger Berechtigung darf man jedoch annehmen, dass die Prägung der meisten dieser

Brakteate aus der Zeit der ersten acht Jahrhunderte n. Chr. stammt; dass welche davon auch vor den Beginn unserer Zeitrechnung einzureihen sind, kann aber gleichfalls nicht, da gut möglich, abgewiesen werden. — Ebenso kann die lange Dauer des Gebrauches desselben Wappenschildes hier durchaus nicht dagegen sprechen, denn auch die altslavischen „en cekin“-Münzen haben dasselbe Wappenschild wie die späteren macedonischen mit griechischer Aufschrift, obschon möglicherweise etliche Jahrhunderte dazwischen lagen. Übrigens wiederholt sich doch auch heute dasselbe, denn das Staatswappen bleibt auf den Münzen fortgesetzt dasselbe, nur ändert es seine Ausführung je nach der herrschenden Kunst- oder Geschmacksrichtung.

Weiters ist eine Münze mit der Aufschrift in einer bestimmten Sprache auch noch kein positiver Beleg, dass dies zugleich die Staatssprache daselbst war, denn z. B. in Österreich sind die Münzen höherer Werte noch heute durchwegs lateinisch beschrieben, und war dies doch seit der Römerzeit in Europa fast allgemeiner Gebrauch. Überdies erfreuen sich bestimmte Münzen besonderer Vorliebe; so kursieren z. B. auf dem Balkan seit langem vorwiegend französische Goldmünzen, in der Levante die Maria Theresien-Taler u. ä. —

Ebenso ist der Fundort selbst kein Regulativ für staatliche Zuerkennung der Provenienz einer Münze, da doch kein Objekt geographisch sein Domizil bei unveränderter Wertigkeit so wechselt, wie gerade das Geld, und zugleich geht kein Gegenstand von Wert so leicht verloren oder gerät so leicht in die Erde, wie das Geld, da es eben numerisch der häufigste Wertgegenstand ist.

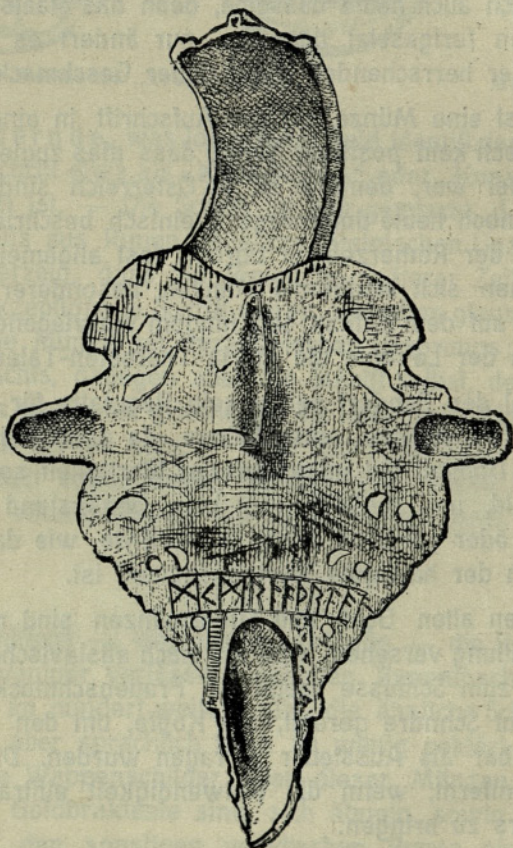
Die meisten alten Gold- und Silbermünzen sind mit Ösen derselben Metallgattung versehen, weil sie nach altslavischer [wie orientalischer] Sitte zum Schlusse meist als Frauenschmuck Verwendung fanden, und, auf Schnüre gereiht, am Kopfe, um den Hals oder auf der Brust sichtbar als Aussteuer getragen wurden. Die Öse wurde aber wieder entfernt, wenn die Notwendigkeit eintrat, die Münze erneuert in Kurs zu bringen.

Dem Verfasser handelte es sich hier auch nicht um das Nachforschen, ob und wo sich etwa noch weitere Exemplare gleicher oder ähnlicher Münzen befinden; dies bleibt nun nach der Erledigung der Hauptfragen, d. i. der Lösung der Schrift und Klärung der sprachlichen Zugehörigkeit eine wissenschaftliche Detailarbeit.

Schmuckobjekte.

Die Spange von Etelhem [Schweden].

Auf einem Felde in der Gemeinde Etelhem auf der Insel Gotland wurde im Jahre 1846 eine schön ziselierte, mehrfach durchbrochene Goldspange mit Silberplattierung und farbigem [karminrotem und graubraunem] Email gefunden, die sich jetzt im Museum zu



Stockholm befindet. Die auf der Rückseite angebrachte Runeninschrift lautet „ekernavrial“, was entweder als „eker navrial“ [= Eker fertig ziseliert] oder „ekerna vrial“ [= Ekerna ziseliert] zu lesen ist. Das erste Wort ist offenkundig ein Eigenname u. zw. wohl der Name des Goldschmiedes; der slavische Ursprung der Erzeugung der Spange ist aber zweifellos aus dem Worte „vrial“ [= gebohrt] oder „navrial“ [= angebohrt] zu entnehmen, da doch sonst keine andere Sprache diesen Begriff überhaupt und noch dazu in dem hier natürlich ent-

sprechenden Sinne kennt, denn die Spange ist tatsächlich 14 mal symmetrisch durchbohrt. Das beigegebene Bild zeigt die Rückseite der Spange in Originalgrösse; die Vorderseite wurde bereits auf Seite 11 [um $\frac{1}{3}$ verkleinert] dargestellt.

Es sei hier auch gleich erwähnt, dass man ähnliche Hinweise, wie hier, auf den Erzeuger des Schmuckobjektes oder den Inschriftschneider oder Meissler sehr häufig auf dem Objekte selbst verzeichnet findet; es war dies sonach eine Art Meister- oder Firmaverewigung, ähnlich wie auch der Maler, Bildhauer oder Erzgiesser zu seinem Namen an irgendeiner Schlußstelle noch sein „prinxit, sculpsit“ oder „fecit“ am fertigen Werke anbringt. So hat z. B. der Stein von Varnum den Vermerk: „runoh varitu“ [= . . . hat die Runen geritzt]; auf dem Steine [Grabsteine?] von Tune steht auf der einen Seite: „vorah to runot“ [= Vorah hat dies geritzt], auf der anderen: „voduride“ [= Meisterritzer, Obersteinschneider]; die Maeshover Inschriften enden mit der Bemerkung: „pisar- [= Schreiber] oder „lisar- [= Meissler; tesati = meisseln] -runar“, also: Runenschreiber, Runenmeissler u. a. m.

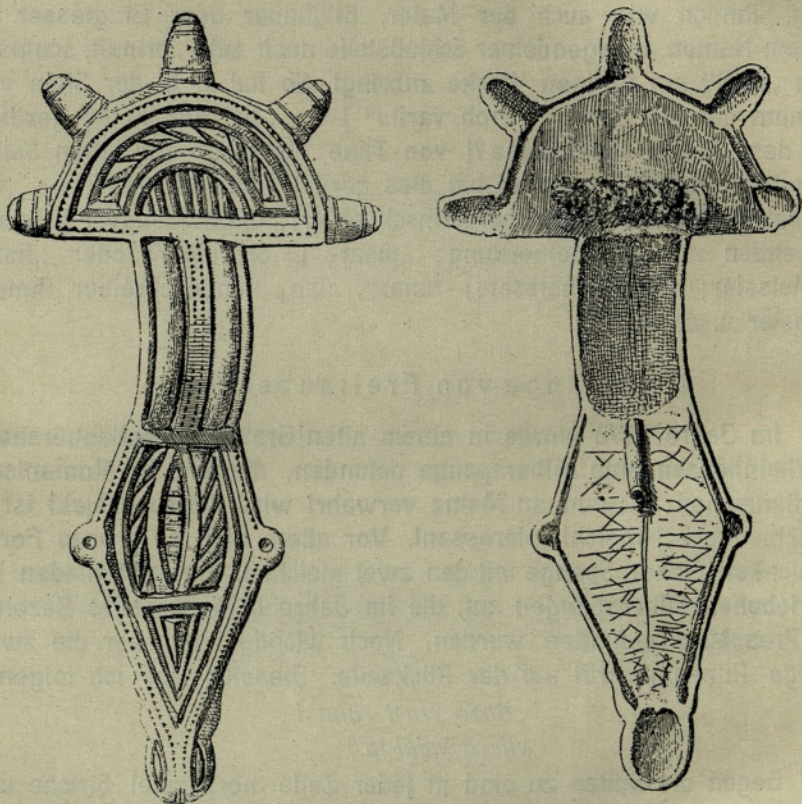
Die Spange von Freilaubersheim.

Im Jahre 1873 wurde in einem alten Grabe bei Freilaubersheim in Rheinhessen eine Silberspange gefunden, die jetzt im Romanisch-Germanischen Museum zu Mainz verwahrt wird. Dieses Objekt ist in verschiedener Hinsicht interessant. Vor allem fällt die grosse Formähnlichkeit dieser Spange mit den zwei gleichen, nur verschieden beschriebenen Silberspangen auf, die im Jahre 1894 im Dorfe Bezenye bei Pressburg gefunden wurden. Noch wichtiger ist aber die zweireihige Runeninschrift auf der Rückseite. Dieselbe lese ich folgend:

*„Bozo vraet runa i
vlie a vsjai jo.“*

Gegen die Spitze zu sind in jeder Zeile noch zwei Striche und zwei Kreuze zu sehen; ob sie nur Verzierungen sind oder aber auch welche Bedeutung als Schrift haben, ist zweifelhaft. Obige Schrift sagt: Bozo ritzte die Runen, goss [die Spange] und setzte sie ein [die Sicherheitsnadel]. — Diese Lösung ist in bezug auf die erste Zeile unbedingt richtig, und hat die Schrift bisher auch niemand anders gelesen wie auch als slavisch bezweifelt, denn die Präposition „v“ in „vraet“ ist einmal schon ein positiver Beleg für die Slavizität. Im weiteren Texte stören vielleicht einen anderen Leser die kurzen Striche, die ich aber als „i“ gelesen, da sich diese Form auch bei den slovakischen Runen vorfindet. Und zu dieser Annahme

ist man hier umsomehr berechtigt, als doch auch zwei äusserlich gleich aussehende Spangen auf slovakischem Gebiete gefunden wurden. „Bozo“ ist bei den Südslaven ein ziemlich häufiger Vorname, der aber ebenso im Norden vorkam, da er auch geschichtlich erwiesen ist. „Bozo“ hiess z. B. der Begründer des Königreiches Burgund [879—887] sowie auch der erste Bischof von Merseburg, von dem Thietmar ausdrücklich bemerkt, dass er slavisch schrieb [„*slavonica scripserat verba*“]. „Bozo“ hiess sonach der Verfertiger der



Spange. Da nun „*vraet runa*“ früher steht als „*vlie*“, ist anzunehmen, dass man unter „*vraet runa*“ modellieren, die Verzierungen im Modell eingraben versteht, worauf eben erst die Spange gegossen und zum Schlusse mit der Sicherheitsnadel versehen wurde. In der Inschrift sind demnach die drei Hauptarbeiten dabei, d. i. das Herstellen des Gussmodells, das Giessen und das Anbringen der Befestigungsnadel, womit die Spange erst praktisch verwendbar wird, hervorgehoben. Ist die Spange tatsächlich gegossen und nicht gehämmert, so ist auch „*vlie*“ richtig gelesen. Es ist dies sonach

wieder der Firmadruck des Erzeugers, analog wie doch auch der Glockengiesser oftmals die verschiedenen Phasen seiner Tätigkeit in einer Inschrift auf der Glocke anbringt.

* * *

Schlussbemerkung. Hiemit schliesst die Reihe der gelösten wendischen Runendenkmäler ab; es bleiben daher noch einige Hunderte übrig, deren Texte weiter unverständlich sind oder doch keine seriöse oder genügend überzeugende Deutung zulassen. Sollten in der Folge noch verlässliche Lösungen gelingen, so werden sie als „Nachträge“ erläutert. — In der Tafel I sind noch nicht jene Buchstabenformen, die erst in späteren Lösungen auftauchten, aufgenommen; der interessierte Leser möge sie nun, wie sie sich auf den Illustrationen präsentieren, in der genannten Tafel selbst ergänzen.

Nach allem, was bisher geklärt erscheint, waren die nordischen Runen sonach nicht die ältesten Schriftzeichen der Germanen allein, wie es allgemein heisst, sofern man eben unter „germanisch“ zugleich „deutsch“ versteht, sondern überhaupt die allgemeine Schrift der wendischen wie nordischen Völker Europas in der vorchristlichen Zeitepoche. Mit dem Vordringen der lateinischen Sprache in den Kultus-, dann diplomatischen und wissenschaftlichen Verkehr in das nördliche Europa, verlor die Runenschrift erst allmählich ihre Position. Sie muss sich aber trotzdem noch etliche Jahrhunderte nach Christi im Gebrauche erhalten haben, denn dies geht aus folgender Tatsache hervor. Venantius Fortunatus, Bischof von Poitiers [VI. Jahrhundert], schreibt an einen gewissen Flavius einen Brief, in welchem er letzterem ratet, die Antwort in barbarischen Runen zu schreiben, falls er lateinisch nicht könne oder wolle. Es waren demnach zu jener Zeit sowohl die Runen wie die lateinische Schrift zugleich gangbar. Dass aber schon im V. Jahrhunderte die Runen durch das lateinische Alphabet im Konkurrenzkampfe standen, ersieht man aus Ulfilas Bibel, denn darin werden nur mehr wenig Runen gebraucht, aber unter dem Eindrucke der Runen befand sich der Verfasser noch auf jeden Fall.

Was die Erzählungen betrifft, dass man bei den alten Germanen die Runen als Geheimzeichen, dann mit verschiedenen Zeichen eingeritzte Buchenstäbe zu Prophezeiungen, Geisterbeschwörungen und Zaubereien verwendete, so gehört dies alles zum allergrössten Teile zu den Märchen. Zu lesen waren die Runen freilich schwer, weil es ein allgemein gültiges Musteralphabet nicht gab, daher jeder dieselben

nach Kenntnis, Geschmack und Handfertigkeit anwendete. So kommt es eben, dass die Runendenkmäler so schwer zu lesen sind, weil weder Form noch Orthographie beachtet wurden, man daher schon im Prinzip als gelehrt galt, falls man eine solche Schrift lesen konnte. In der nordischen Mythologie wird daher auch Kostbera, die Gattin Högnis, besonders hervorgehoben, weil sie die in Runenschrift verfasste Einladung an den Hof Atlis zu entziffern vermochte.

Eine allgemeine Verwirrung brachten in die Wahrheit über die Runen auch die sogenannten Runen- oder Urnensteine [siehe Seite 53—58], welche man vielfach als Urnendeckel oder als Packungen bei Skelettgräbern vorfand, da man die Zeichen darauf stets in das Gebiet der Mystik verlegte. Die mecklenburgischen Urnensteine zeigen jedoch deutlich, dass es nur Steine waren, auf welche man Monogramme bestimmter Gottheiten eingravirte und dann dem Toten beigab. Die vielen Hunderte solcher prähistorischen Runensteine hatten wohl alle dieselbe Bestimmung, und vergleicht man solche aus den verschiedensten Gegenden, so ist eine gewisse Homogenität bei allen nicht unschwer festzustellen.

Die bisherigen sagenhaften Anschauungen über das Wesen und den Charakter der wendischen wie nordeuropäischen Runen werden daher mit jedem Tage klarer und konkreter, was auch naheliegend ist, denn die ganze reale Wirklichkeit von einst muss sich doch bis zu einer gewissen Grenze unbedingt in die Gegenwart einspannen lassen.



77

II.

Slovakische Runendenkmäler.

TAFEL II.

(zur Seite 79.)

Slovakisches Runenalphabet.

a	^	m	W
b	8	n	W H
c	= s	o	^
d	8	p	7
e	"	r	o o
f	= v	s, c	z
g	✓	t	↑
h	↓	u, y	Y
i	'	v, f, u	8
je	→	z, ž, č	Y
k	>	ju	X
l	L	li	E

Anmerkung. Das Alphabet ist einfacher und variiert nicht so in den Formen, wie das wendische. — Von Ligaturen wird häufiger Gebrauch gemacht. — Die Vokale sind hier meist als Minuskeln geschrieben.

Slavakisches Runenalphabet.

а	^	m	✓
б	β	n	✓H
в	= 2	o	^
г	R	p	┐
д	"	r	6 6
е	= v	2. c	Σ
ж	↘	l	↑
з	↓	u, y	└
и	!	v, l, u	8
к	↗	2, 5, 5	↗
л	↘	ju	X
м	└	ll	└

Anmerkung: Das Alphabet ist alphabetisch und numerisch nicht so in den Formen wie das gewöhnliche. — Von Ligaturen wird häufiger Gebrauch gemacht. — Die Punkte sind hier nicht als Minuskeln geschrieben.



Allgemeines.

Auf dem von den Slovaken bewohnten Gebiete wurden einige Runeninschriften gefunden, die ein von dem wendischen völlig abweichendes Alphabet aufweisen. Ob sich Inschriften dieser Art auch auf Waffen, Schmuckobjekten, Münzen u. dgl. befinden, ist bisher nicht verlässlich festgestellt; was wir an solchen Denkmälern besitzen, sind nur Gravierungen auf Stein. — Die Tafel II zeigt das normale „Slovakische Runenalphabet“.

Die Felsinschrift auf dem Velestur.

Auf dem höchsten Punkte des Kremnitzer Gebirges, „Veletur“ genannt, fand Paul Križko im Jahre 1865 eine grössere Runeninschrift. Den Text entzifferte später der Entdecker selbst mit Zuhilfenahme von Kollárs „Staroitalija Slavjanska“ (Wien, 1853), welches Werk die verschiedenen etrusischen Runenalphabete enthält; freilich war diese Lesung zum grossen Teile unrichtig.

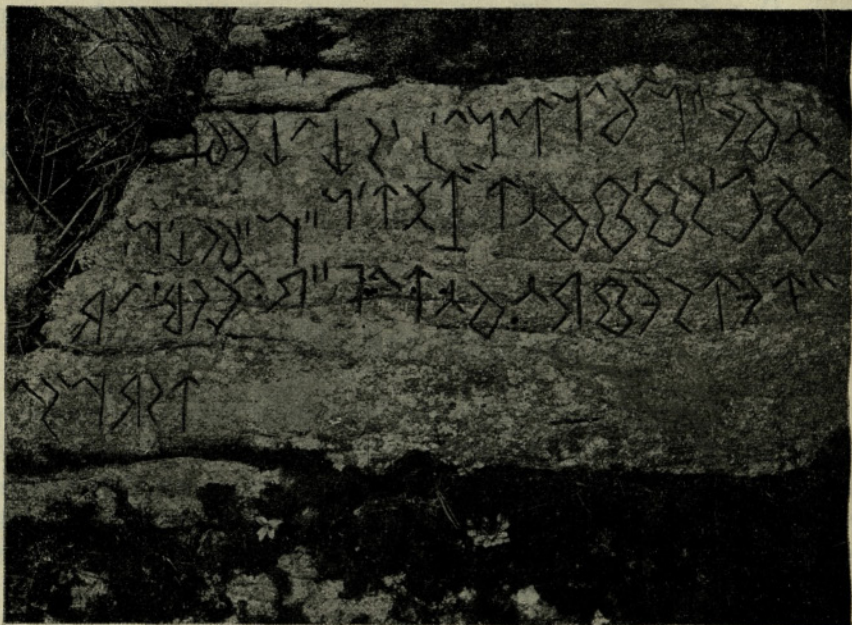
Der Text der beigegebenen Figur lautet: „*prjechach silian od morane zrumich kremenitju te turu i vsia grada i bje gode po turu dvjestje te osemst*“, d. h.: „es kam der Silleiner von der Grenze, zerstörte Kremnitz und Tur, sowie alle Burgen und alle befestigten Punkte im Turgebiete an 280.“ —

Dieser zur Gegend vollkommen passende geschichtliche Text ist vor allem deshalb von hervorragendem geschichtlichen Werte, weil er umfangreich ist, daher die meisten Laute des Alphabetes enthält. —

Der obige Text bildet für das Verständnis des Slaven keine besonderen Schwierigkeiten, namentlich wenn er folgendes weiss:

- a) „silian“ ist der Herr von Sillein, einem Orte mit einer Burg am linken Waagufer;

- b) „tur“ ist augenscheinlich identisch mit dem heutigen Komitate Turocz Szt. Marlon;
- c) „morana“ ist eine erweiterte Form von „mor, mar“ (= Grenze), also Grenzgebiet;
- d) „god“ (auch „chod“) kennzeichnet etwa: Wachthütte, Wachthaus;
- e) „bie“ ist offenkundig ein Schreibfehler, denn es ist wahrscheinlich das „s“ ausgefallen, muss demnach dem ganzen Sinne nach als „vsje“ gelesen werden.



Felsinschrift auf dem Velestur.

Auch dieses slavische Runendenkmal wurde gleich nach dem Bekanntwerden als eine Fälschung des Entdeckers selbst bezeichnet, ja sogar noch in demselben Jahre von missgünstigen Gegnern zerkratzt, was jedoch weiter wissenschaftlich nicht empfindlich störend wirkt, da rechtzeitig mehrere Gipsabklatsche gemacht wurden. Für die Fälschung liegt übrigens nicht der geringste Beweis vor, gegen dieselbe jedoch folgendes:

a) Der Entdecker Paul Križko wurde erst durch Erzählungen der Bauern, dass es auf dem „Velestur“ nicht geheuer sei, dass dort geheimnisvolle Zeichen eingegraben seien, dass man dieser Stelle ausweichen müsse u. ä., auf die Schrift aufmerksam gemacht;

b) ist dieses unzutreffend, dann ist es widersinnig, wenn Križko die Schrift eingeritzt hätte, dass er dann nicht weiss, was sie besagt, denn er las sie wohl lautlich richtig, aber seine Erklärung derselben ist unrichtig, da er folgenden Text ermittelte: „Es kam der Silian vom Norden, zerstörte Kremnitz und Tur und alle Burgen; es war dies 280 Jahre nach dem Tur,“ wobei namentlich der den Zeitpunkt ergänzende Satz weder dem Texte entspricht, noch sonst etwas besagt. Es ist aber doch anzunehmen, dass der Fälscher einer so umständlichen Arbeit etwas aufschreibt, was er vor allem selbst versteht, denn es wird wohl niemand eine so sinnlose Kratzerei auf einem fünf Stunden Gehweges entfernten, 1266 m hoch im Gebirge sich befindlichen Felsen zwecklos vornehmen;

c) will jemand Moderner etwas aus eigenem oder nationalem Ehrgeiz in historischer Hinsicht fälschen, so wird er wohl einen Text wählen, der einen Forschungseffekt bilden soll; diese Inschrift erzählt uns wohl ein lokales Ereignis, lässt uns aber in bezug auf die handelnde Person, namentlich aber betreffs des Zeitpunktes vollständig im Unklaren; ja, der Entdecker rechnete autosuggestiv damit, dass die Zahl 280 eine Jahreszahl sein müsse;

d) den Fälschungscharakter vernichtet aber vollends der Umstand, dass im Texte Begriffe, wie: morana, god, tur — vorkommen, deren Bedeutung der Fälscher selbst nicht versteht, die aber jetzt durch diese toponomischen Klärungen, welche übrigens der Kenntnis dieser Felsinschrift seitens des Verfassers der „Slavischen Runendenkmäler“ weit vorausgegangen sind, zeigen, dass sie in dieses Milieu vollkommen passen, beziehungsweise gerade dadurch deren richtige Etymologisierung bestätigt wird;

e) der Felskopf hat einen Umfang von 26 m, ist 6 m hoch und ringsum von Steinmetzen gemeisselt; an einer Seite sind sogar zwei verschieden hohe Säulen ausgehauen — eine Arbeit, die eine Person, namentlich wenn sie nicht vom Fach ist, nicht nur in einer kurzen Zeit nicht bewerkstelligen, sondern auch ungesehen gar nicht ausführen kann, da dort auch der kürzeste Weg zwischen Kremnitz und Neusohl vorüberführt.

Die Inschrift befindet sich auf einem Punkte mit grossartiger Fernsicht über die ganze Umgebung; dort läuft auch die Komitatsgrenze. Dass sich dort ein ständiger Beobachtungsposten befunden, ist naheliegend, und hatte die Inschrift wohl auch den Zweck, die Wachhabenden an die gewissenhafte Pflichterfüllung zu erinnern, damit sich das einstige Unglück nicht wiederhole.

Dass einst ein bestimmtes Gebiet tatsächlich nach seinen verteidigungstechnischen Potenzen klassifiziert wurde, geht aus zahlreichen Chroniken und geographischen Schriften unzweifelhaft hervor. Es sei hier nur auf das „*Fragmentum geographicum de terris Slavorum*“ des IX. Jahrhunderts (München) verwiesen, das 58 slavische Gebiete in Europa aufzählt und bei jedem die Zahl der befestigten Städte beifügt, welche zwischen 5 (Bulgaren) und 516 (Stadici) variiert. — Wollte sich jemand der Mühe unterziehen, alle die Schutz- und Wachtunkte der zwei erwähnten Gebiete, die teils toponomisch erkennbar sind, teils durch Nachgrabungen festgelegt werden könnten, zu verzeichnen, so wäre es auch möglich, die einstigen Grenzen jenes vom „Silian“ gebrandschatzten Gebietes zu rekonstruieren. — Allem Anscheine nach muss sich diese Begebenheit in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung abgespielt haben, und dürfte jene schriftliche Verewigung auf dem Velestur kaum nach dem VIII. Jahrhunderte erfolgt sein. —

Die Steininschrift auf dem Smrčnik.

Auf dem Smrčnik, einer anderen Kuppe des Kremnitzer Gebirges, fand derselbe Križko schon im Jahre 1861, gleichfalls ange-regt durch allerlei phantastische Erzählungen der Umwohner, einen etwa 1·5 m langen Stein mit der in der beigegebenen Illustration ersichtlichen Inschrift. Eine glaubwürdige Entzifferung gelang bis jetzt niemandem, daher diese Inschrift bis nun auch noch nicht als gefälscht verdächtigt wurde; hätte man geahnt, dass sie einen slavischen Text hat, wäre dies wohl kaum ausgeblieben.

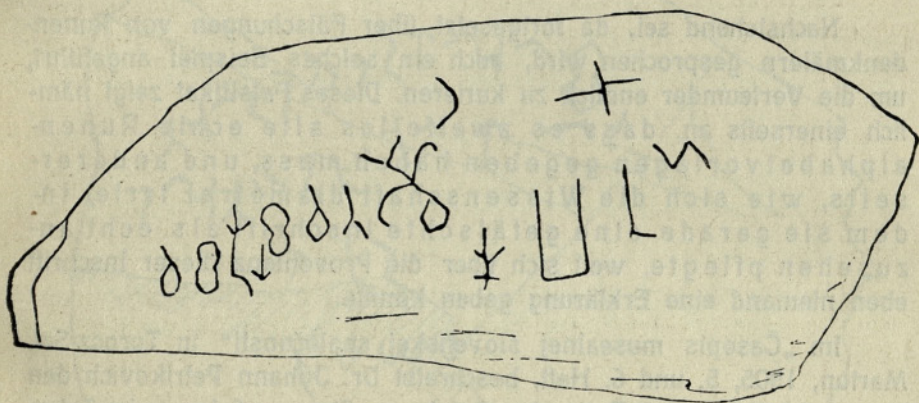
Die Lesung selbst ist auf Grund des Alphabetschlüssels so weit sicher und leicht, als einfache Laute folgen: die ersten 7 Zeilen besagen: „*rub hury*“, d. i. die Kante (Kreite) des Berges; in der Fortsetzung folgt ein Bündel von Ligaturen, wobei es für die Reihenfolge der Laute keinen Anhaltspunkt gibt. Wahrscheinlich war dies ein Grenzstein, denn der Stein lag an der Komitatsgrenze und besagte die Inschrift höchstwahrscheinlich: „Die Rückenlinie des Gebirges ist zugleich die Grenze.“ — Dies wäre durch tote Zeugen, die man gewöhnlich unter den Grenzsteinen in die Erde vergrub, noch heute feststellbar, wenn nicht bald nach dem Bekanntwerden des Schriftfundes sofort habsüchtige Leute den Stein von der Stelle geschafft hätten, um nach Wertobjekten zu graben.

Weiters fand Križko auch in derselben Gegend auf der „Divčý skála“ (= Aussichtsfels) mehrere Bruchstücke von Schieferplatten mit

Schriftfragmenten, deren erhaltener Text mit Rücksicht auf die wenigen Laute nicht einmal eine ernste Mutmassung zulässt, was sie besagen sollen.

Dies ist alles, was an slovakischen Runendenkmälern bisher bekannt ist. Wie aber die Zeitschrift „Sokol“ (Turocz-Szt. Marlon) vom Jahre 1861 schreibt, gibt es in der Slovakei noch etliche dem Volke traditionell bekannte, aber wissenschaftlich bisher unbeachtete Felsinschriften, die wahrscheinlich alle einst als Grenzweiser gedient haben. Solche sollen vorhanden sein:

bei Liptau auf der Havranna skala, also an der Komitatsgrenze;
an der Grenze des Zvolensko-Novohradsko-Malohonter Komitates, etwa 4 Stunden Gehweges südöstlich von Hronec entfernt;



Die Steininschrift auf dem Smrčnik.

in Mittel-Tekov, nördlich von Inovec;

im Bezirke Handl gegen Nova Lhota;

im Bezirke Boglar bei Bardijov befinden sich etwa auf der Waldlichtung „na Banisku“, welche Bezeichnung etymologisch tatsächlich auf eine Grenze oder den Zusammenstosspunkt mehrerer solcher deutet, unverständene Felsinschriften;

in der Umgebung von Sabinov sollen auf einem Felsen gleichfalls Runeninschriften gefunden worden sein;

auf der Komitatsgrenze „na Zopole“ unter dem Bergstocke Kri-van, der selbst die Grenze bildet, befinden sich auch Runenschriften;

eine solche wurde auch „na Holach“ von Rosenberg festgestellt.

Eine offene Aufforderung (im Frühjahr 1913), diese Inschriften aufzusuchen, sie zu kopieren oder Gipsabklatsche zu machen, blieb

bisher erfolglos. — Höchstwahrscheinlich stammen alle diese Inschriften von einem, geschichtlich freilich nicht mehr bekannten Herrscher jener Gegend her, der mit seinen Nachbarn eine Grenzregulierung vornahm und die wichtigsten Punkte der Grenzlinien mit Inschriften versehen liess. — Zu bedauern ist es nur, dass keine dieser Inschriften, sowie sie eben bisher bekannt sind, irgendeine für die Vorgeschichte der Gegend orientierende Zeit- oder Namenangabe enthält, und ist dies demnach von den noch ungelösten oder unbekannten auch kaum zu erwarten. —

Ein gefälschtes Runendenkmal.

Nachstehend sei, da fortgesetzt über Fälschungen von Runendenkmälern gesprochen wird, auch ein solches Beispiel angeführt, um die Verleumder endlich zu kurieren. Dieses Falsifikat zeigt nämlich einerseits an, dass es zweifellos alte echte Runenalphabetvorlagen gegeben haben muss, und andererseits, wie sich die Wissenschaft diametral irrte, indem sie gerade eine gefälschte Inschrift als echt anzusehen pflegte, weil sich über die Provenienz dieser Inschrift eben niemand eine Erklärung geben konnte.

Im „Časopis musealneje slovenskeje společnosti“ in Turocz-Szl. Marton, 1905, 5. und 6. Heft, beschreibt Dr. Johann Petrikovich den hier ersichtlichen, mit Runen beschriebenen Stein, auf den er im Jahre 1875 bei einer Fussreise mit seinem Onkel unter Vysočina (Umgebung von Kremnitz) gestossen sei. Dem Onkel war es bekannt, dass der ärarische Waldheger Pilz diesen Stein schon im Jahre 1872 entdeckte, denselben senkrecht neben den Brunnen daselbst gestellt habe und zur Erinnerung an den Fund auch am Brunnen: „1872 — Pilz“ eingemeisselt habe. Die Runenschrift vermochte jedoch niemand zu lesen bzw. aus der Schrift einen Sinn zu konstruieren.

Als Petrikovich im Jahre 1904 auf einer archäologischen Reise abermals an jene Stelle kam, zeichnete er die Schrift des 160 cm hohen und 84 cm breiten Trachytsteines ab, machte auch drei Abdrücke mit Papiermaché, nach welchen dann Gipsabgüsse erzeugt wurden, und veröffentlichte nun diese Schrift im erwähnten „Časopis“ mit der Aufforderung, es mögen sich Kenner der Runen mit der Lösung befassen. Doch fand sich bis zum Jahre 1912 niemand, der diese Schrift hätte entziffern können. Nun erhielt der Verfasser eines Tages die Aufforderung, den Text zu entziffern. Die Lösung war sehr einfach;

allerdings mag der Fälscher mit seinen sekretierten Hilfsmitteln damit gerechnet haben, es werde die Schrift niemand mehr entziffern können, er sich daher zum Schlusse auch noch selbst verewigte; es gelang ihm auch — unglaublicherweise — hiemit durch 40 Jahre die Mit- und Nachwelt zum besten zu halten. Der Text lautet nämlich: „*u nas krjestanov panue sliepota!* — *Pils* — 1872.“ — D. h. „bei uns Christen herrscht die Blindheit! — Pilz — 1872.“ —

Die Nachforschungen über den Mystifikator ergaben, dass er schon lange tot ist, aber allgemein als ein sehr intelligenter Waldheger galt. Es ist auch klar, dass es sich dem Schreiber in seiner



Eine gefälschte Runeninnschrift.

geistigen Überlegenheit dabei um eine heimliche Rache gegen irgend jemand handelte. Die Schrift ist tadellos durchgeführt, denn hier unterscheidet sich nur der Laut „n“ unwesentlich in seiner Form vom normalen Alphabete; überdies fällt die Ligatur „li“ auf, die in den bisher bekannten Runendenkmälern noch nicht vorgefunden wurde. Bei alledem ist aber die Mystifikation doch so plump durchgeführt, dass sie für den Runologen sofort als Fälschung erkennbar ist, denn:

- a) hat doch Pilz seinen Namen wie die gleiche Jahreszahl sowohl in lateinischer wie in Runenschrift beigesetzt;
- b) ist jede Jahreszahl, namentlich aber jene von „1872“ in einer altersechten Runenschrift undenkbar;
- c) ist in einer altersechten Runenschrift ein Ausrufungszeichen unbedingt verdächtig, nachdem die Interpunktionen, namentlich aber das Rufzeichen, jüngeren Datums sind.

Es ist dies ein Schulbeispiel, welche gravierende Unterschiede sich zwischen einer echten und einer gefälschten Runeninschrift von selbst ergeben, und nebstbei ein typisches Satyrspiel des Zufalls, wie unverlässlich die Wissenschaft in derlei Dingen ist.

Man behauptete auch, dass Križko das slowakische Runenalphabet selbst konstruiert habe. Dies ist aber unmöglich wahr, denn sechs Jahre vorher ist bereits der erste Runenstein in Mikorzyn (s. S. 60—63) ausgegraben worden, der zur Hälfte schon slowakische Runenformen aufweist. Da nun der ständig in Kremnitz lebende Križko diesen sicherlich nicht erzeugt, nach Preussisch-Polen geschafft und dort vergraben haben konnte, ist es daher klar, dass das slowakische Runenalphabet schon längst früher bekannt gewesen sein musste.

Ratsam wäre es, obschon es heute kaum mehr einen Erfolg verspricht, noch nachzuforschen, ob sich im Nachlasse Pilz' nicht doch welche unbekannt gebliebene altslovakische Schriften befunden haben, denn darüber kann kein Zweifel sein, dass er eine reelle Vorlage besessen haben muss. — Die Entdeckung und Entzifferung dieser gefälschten Inschrift hat daher einen hervorragenden Beweiswert, weil hiemit homöopathisch dargelegt wird, wie die Fälschungen in der Wirklichkeit aussehen. —

Sollten weitere slowakische Runeninschriften aufgefunden werden, so wird die Erklärung derselben durch Nachträge erfolgen. —



TAFEL III.

(zur Seite 87).

Etrurisches Runenalphabet.

a	AAARYNAΛAΛ	m	~WIIIϕIII M
b	BBB	n	PNYHHVΛNM
c	CC(C)C c↓Y4	o	田田O O
d	DDDYd	p	PPIITPP ^{ph} MM88FF
e	EEIIZX ^u EE	q	q q Q
f	F F F F F F	r	P P D P D R R O D
g	G G I > I V K J K	s	{ } Z S M S { } M D S
h	H H H H H H	t	T T Y Y T X
i	I I I I	u	Y Y V
k	K K K C > C <	x	x + t y
l	L L L L L J	y	φ φ † O
ch	⊗ ⊕ ○ ◇ V	z	Υ Υ † † † † Z

Anmerkung. Einen Unterschied zwischen etrusch, oskisch und umbrisch zu machen, scheint nicht angezeigt, da sich ja die Uebergänge nicht fühlbar abheben. Desgleichen wurden die Buchstaben nicht konstant gleich bewertet und ausgesprochen. Runenalphabete wurden in Caere, Siena, Veji, Bomarzo, Clusium und Nola in Italien gefunden. — Dass alle Buchstaben auf beide Seiten konform gedreht vorkommen, rührt wohl daher, dass auch die Stempel nicht immer als Negativum erzeugt wurden, daher die Buchstaben umgewendet erscheinen.

Allgemeines.

III.

Etrurische Runendenkmäler.

III.

Etrusche Ruinenkmäler.

Allgemeines.

Wenn hier etruskische, in Italien oder im Alpengebiete gefundene Runendenkmäler unter die slavischen eingereiht werden, so mag dies wohl die gesamte Wissenschaft gewaltig irritieren, weil man diese bisher jeder anderen Sprache zuschrieb, nur nicht der naheliegendsten, d. i. slavischen. Doch die Beweise hiefür sind vorhanden, so dass wir nun mit konkreten Dokumenten altslavischer Kulturarbeit, die nun Jahrtausende schlummerten, endlich sicher und überzeugend ans Licht treten können. Sie wurden bisher auch von niemandem als unterschoben verdächtigt, da sie auch noch von niemandem beweiskräftig als slavisch erklärt wurden, denn Kollár, der als erster die wahre Herkunft richtig vermutete, verfiel bei der Beweisführung sofort in den allgemeinen alten Fehler der Mythologisierung, weshalb auch der ganze immense wissenschaftliche Aufwand wirkungslos verpuffte. — Überdies hätte eine Fälschungserklärung hier schwerwiegende Kontradiktionen ausgelöst, denn die Slaven konnten sie nicht gefälscht haben, da sie nach der Völkerwanderungssage schon einmal jene Steine, die im Jahre 79 n. Chr. der Vesuv verschüttete, absolut nicht gefälscht haben konnten; es wäre daher immer etwas intakt geblieben. —

Für die Erkenntnis der wissenschaftlichen Irrtümer ist es aber am lehrreichsten an konkreten Beispielen darzulegen, wo, wann und warum der Faden der Wahrheit riss. So schreibt z. B. Dr. Paul Schellhas unter dem Titel „An den Grenzen unseres Wissen“ und vorgreifend unter dem Motto „Ignorabimus“ noch im Jahre 1908 über dieses „nie mehr aufzuhellende Gebiet der Völkergeschichte“, worunter er die etruskische Sprache meint, und zugleich den Extrakt von allem jenen zusammenfasst, was heute als die allgemeine Hypothese über die Etrurier gilt, folgendes:

„In jenen fernen Zeiten des klassischen Altertums, als noch die spätere Beherrscherin der Alten Welt, das mächtige Rom, eine bescheidene Rolle als unbedeutendes Landstädtchen spielte, wo die

sagenhaften Könige regierten, herrschte weithin in Mittelitalien ein blühendes, zahlreiches Volk, dessen Spuren lange vor die Gründung der Tiberstadt zurückreichen, das im Besitze einer alten, eigentümlichen Kultur war, und dessen Ursprung, Abstammung und Verwandtschaft — fügen wir es gleich hinzu — in undurchdringliches Dunkel gehüllt sind. Es bietet uns das interessante Beispiel eines Volksstammes, der, ein Fremdling unter seinen Nachbarn, mit keinem anderen Volke der Erde Verwandtschaft zeigt, ein Beispiel eines ausgestorbenen, isolierten Volkes, einer toten, isolierten Sprache (!). Denn längst schon ist dieses Volk von der Erde verschwunden und seine Sprache erloschen, und noch heutigentags bemüht sich die Forschung vergebens, das Rätsel zu lösen, das uns seine fremdartige Erscheinung auf klassischem Boden in der Menschheitsgeschichte darbietet, obgleich vor wenigen Jahren ein höchst wunderbarer Altertumsfund gemacht worden ist, der die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf das merkwürdige Volk gelenkt hat.

Jenes Volk sind die Etrusker und die bisher ungelöste und vielleicht unlösliche Frage nach ihrer Herkunft und Verwandtschaft knüpft sich vor allem an ihre Sprache. Das Etruskische ist eine isolierte Sprache, wie die rätselhafte Baskensprache (!), die noch heute in dem Winkel des Meerbusens von Biskaya, diesseits und jenseits der Pyrenäen, gesprochen wird. Während uns aber das Baskische als lebende Sprache im vollen Umfange bekannt ist, so dass sein Studium und seine Forschung an sich keinerlei Schwierigkeiten macht, sind wir beim Etruskischen auf die ziemlich spärlichen Inschriften und sonstigen Überlieferungen angewiesen und müssen daraus erst wieder die Sprache aufbauen und zu verstehen suchen. Denn obgleich wir die Schrift der Etrusker entziffern und lesen können, herrscht über die Bedeutung der meisten Worte Streit, und die Gelehrten lesen je nach ihrer Meinung über den Ursprung des Etruskischen bald dies, bald jenes heraus.

Hat die Erforschung des Baskischen schon einen geheimnisvollen Reiz, wie jede Forschung auf den Grenzgebieten unseres menschlichen Wissens, so kommt bei dem Studium der Etruskerfrage noch ein besonders interessanter Umstand hinzu. In der älteren Geschichte der Kultur der klassischen Völker ist noch immer vieles dunkel, und erst in unseren Tagen ist es teilweise gelungen, hier über manche Fragen Licht zu gewinnen. Die Etrusker waren, wie die Wissenschaft erst in neuerer Zeit erkannt hat, ein Volk, das in frühen Abschnitten der Kulturgeschichte des klassischen Altertums eine wichtige Rolle gespielt hat. Während die Basken als ein wildes, rauhes Gebirgsvolk

eine Bedeutung für die Entwicklung der Kulturgeschichte unserer Alten Welt nicht besaßen, haben die Etrusker in dieser Beziehung einen erheblichen Einfluss ausgeübt. Ihre Kultur beherrschte vor dem Emporkommen der Römer weithin die italienische Halbinsel, und auch die Römer konnten sich ihrem Einfluss nicht entziehen, ein gutes Stück etruskischer Kultur ist auf die Bewohner Latiums und mithin auf die klassische Gesittung überhaupt übergegangen, so dass auch die Etrusker zu den Vorarbeitern unserer europäischen Zivilisation gezählt werden müssen. Auf manchen Gebieten Schüler der Griechen, waren sie ihrerseits wieder Lehrmeister der Römer. Die römische Kunst, und ganz besonders die Baukunst, hat vieles von den Etruskern übernommen, auch in den öffentlichen Einrichtungen der Römer ist vieles etruskischen Ursprunges, so z. B. die Beile tragenden Liktoren, die Sitte, nach siegreichen Kriegen Triumphzüge zu veranstalten, und manches andere.

Das eigentliche Gebiet der Etrusker war das westliche Mittelitalien, zwischen dem Apennin und den Flüssen Arno und Tiber. Später dehnten sie sich erobernd aus, und zu den Zeiten ihrer Blüte herrschten sie vom Meerbusen von Salerno bis über den Po hinaus, vom Tyrrhenischen bis zum Adriatischen Meere. Die Überreste etruskischer Kultur, Grabdenkmäler, Inschriften, Gefässe und Bildwerke sind auf diesem weiten Gebiete verstreut, ja noch in den Rhätischen Alpen, als der äussersten Nordgrenze, sind etruskische Altertümer gefunden worden, so z. B. bei Bozen und Meran.

Das merkwürdige Kulturvolk hat seinen in die modernen Sprachen übergangenen Namen der Etrusker von den Römern erhalten; die Griechen nannten sie Tyrrhener, während sie selbst in ihrer Sprache sich Rasenna nannten. Ihr Staatswesen bestand aus zwölf Republiken mit aristokratischer Verfassung, die untereinander verbündet waren. Die Städte Pisa, Perugia (Perusia), Arezzo (Aretium), Fiesole, Pistoja und im Norden Bologna und Mantua sind etruskischen Ursprunges. Die Geschlechter des Priesteradels, die Lukumonen, waren die herrschenden Stände, welche die hohen Staatsämter ausschliesslich innehatten. Der Ahnenstolz war eine etruskische Eigenthümlichkeit, und mit ihm verband sich die Vorliebe für Prunk und Pomp.

Nächst dem Ackerbau betrieben die Etrusker den Handel und die Seefahrt. Sie waren kühne Seefahrer und gefürchtete Seeräuber und gehörten lange Zeit zu denjenigen Völkern, deren Schiffe den Handel des Mittelmeers beherrschten. Sie waren Nebenbuhler der Phönizier und der Karthager. Sie besaßen ein eigenes, sehr altes

Münzsystem, das sich auf ihren Handelswegen verbreitete, Kunst und Technik stand bei ihnen in hoher Blüte, berühmt waren ihre Tongefässe und Erzarbeiten und Vorzügliches leisteten sie in der Steinschneidekunst. In Malerei und Bildhauerkunst haben sie vieles von den Griechen übernommen, aber der freundliche und heitere Sinn der Griechen fehlte ihnen.

Das Rauhe, Finstere und Harte ist ein eigentümlicher und auffallender Zug der alten Etrusker. Ihre Religion, die vielfach von der italischen Götterlehre abwich, zeichnete sich durch einen düsteren und geheimnisvollen Charakter aus. Hart und rauh wie ihre Sprache sind ihre mythologischen Vorstellungen, auch ihre Kunst zeigt rauhe und eckige Formen. Grausame Menschenopfer waren bei ihnen üblich und ganz besonders war die Wahrsagerei zu einem vollständigen System entwickelt, das als die mystische Lehre eines Dämonen galt, die er dem Priestergeschlechte der Lukumonen offenbart hatte. Die Weissagung aus dem Vogelflug, aus den Eingeweiden der Opfertiere und aus den Himmelserscheinungen sind etruskische Eigentümlichkeiten, die sich von den Etruskern zu den Römern und damit über ganz Italien ausgebreitet haben. Sie rühmten sich geheimnisvoller Naturkenntnisse und schienen in der Tat gute Naturbeobachter gewesen zu sein.

Die Etrusker sind im Kampfe ums Dasein von siegreichen feindlichen Völkern verschlungen worden und damit aus der Geschichte verschwunden. Um die Zeit der Geburt Christi erlöschten die letzten Spuren ihrer Eigentümlichkeiten als Volk. In Oberitalien wurden sie von einwandernden Kelten verdrängt (!). In Mittelitalien waren es die Römer, deren Eroberungslust das alte Kulturvolk zum Opfer fiel. Schon die ersten Jahrhunderte der römischen Geschichte sind reich an Kämpfen zwischen beiden Völkern. Der Ausgang dieser Kämpfe ist bekannt. Die Etrusker wurden mit ihren Bundesgenossen, den Samniten, in blutigen Kriegen besiegt, und um das Jahr 280 v. Chr. waren sie ganz unter römische Gewalt geraten. Römischer Einfluss verwischte allmählich die Eigenart der etruskischen Kultur, die etruskische Sprache und Schrift wurde durch die lateinische verdrängt, aus den Etruskern wurden Bürger des römischen Weltreiches.

Woher kam dieses fremdartige Volk? Mit welchen anderen Völkern war es verwandt? Welcher Sprachenfamilie gehörte seine Sprache an? Diese Fragen sind bisher nicht gelöst. Schwerlich sind die Etrusker auf italischem Boden einheimisch gewesen; sie sind in unbekannter Vorzeit aus unbekannten Ländern eingewandert und haben sich vielleicht mit den Resten einer verschollenen Urbevöl-

kerung Italiens vermischt. Sie selbst besaßen sagenhafte Überlieferungen, aus denen hervorging, dass sie in grauer Vorzeit in das Land eingewandert sind, und die Tatsache, dass sie kein eingeborenes italisches Volk waren, scheint ihnen wohlbekannt gewesen zu sein. Auch von den Schriftstellern des klassischen Altertums wurde dies allgemein anerkannt. Die meisten Überlieferungen deuten darauf, dass die Etrusker von Süden her über das Meer kommend, an der Westküste Italiens gelandet sind. Manche heutige Gelehrte, z. B. Virchow, haben allerdings dessen ungeachtet die entgegengesetzte Herkunft verteidigt, indem sie die Etrusker von Norden her über die Alpen kommen liessen.

Wie dem auch sei, eines steht fest: Herkunft und Stammeszugehörigkeit der Etrusker sind uns bis heute unbekannt. Die Anthropologie, die körperlichen Eigentümlichkeiten der Etrusker, liefern uns keine Anhaltspunkte. Zahlreiche Skelette aus etruskischen Gräbern sind gemessen worden, sie zeigen uns eine Rasse von grossem Körperwuchs, und aus den Überlieferungen wissen wir, dass die Etrusker — eine auffallende Tatsache — vorwiegend blonde Haarfarbe besaßen.

Wie schon erwähnt, ist es aber vor allem die Sprache, die uns unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet, ganz so, wie dies bei den Basken der Fall ist. Die Sprachforschung, die uns sonst über die ältesten Beziehungen und Verwandtschaften der Völker aufklärt, sie lässt uns hier im Stich; die etruskische Sprache will sich in keine der bekannten Sprachenfamilien einreihen lassen. Vergebens hat man sich bemüht, bald diesen, bald jenen Zusammenhang mit anderen Sprachen nachzuweisen; die Tatsache, dass jedem einzelnen Erklärungsversuche, jeder Hypothese immer wieder eine andere abweichende Erklärung, eine neue Hypothese gegenübergestellt wurde, zeigt zur Genüge, dass keine von allen überzeugend war.

Was wir von Überresten der etruskischen Sprache besitzen, sind eine Anzahl Inschriften teils auf Grabdenkmälern, Sarkophagen und anderen Bestattungsgegenständen, teils auf Weihgeschenken an die Götter und auf Kunstwerken der verschiedensten Art. Die Etrusker besaßen kein eigenes Schriftsystem, sie bedienten sich des phönizischen Alphabetes, das uns wohlbekannt ist; sie schrieben daher von rechts nach links. Sehr schwierig ist es nun aber, nach Entzifferung der Buchstaben den Sinn der Worte festzustellen. Die Bedeutung einiger weniger etruskischer Worte haben uns die alten Schriftsteller überliefert und einige andere Worte sind uns aus solchen Inschriften bekannt geworden, die neben dem Etruskischen die

lateinische Übersetzung hatten, sogenannte doppelsprachige Inschriften. Aber solche Inschriften gibt es leider äusserst wenige, und es sind nur kurze Grabschriften, die sich fast ausschliesslich auf einfache Angaben von Personen- und Familiennamen beschränken, mit denen nicht viel anzufangen ist.

Dennoch würde die Sprache bald zu erklären sein, wenn sie Verwandtschaft zeigte mit anderen uns bekannten Sprachen. Hier sind aber alle Versuche fehlgeschlagen. Fremd und gänzlich rätselhaft klingen die harten konsonantenreichen Laute dieser seltsamen Sprache und gewähren keinerlei Anhaltspunkte für die Deutung. Die nicht selten in etruskischen Inschriften vorkommenden griechischen Personennamen, die wir mit Bestimmtheit erkennen können, klingen rau und merkwürdig, wie in eine Sprache wilder Barbaren umgewandelt: aus Achilleus wird Achle, aus Alexandros Elchsntre, aus Cassandra Casntra, aus Licinius wird Lecne, aus Cassius Kazi usw.

An den verschiedenartigsten Hypothesen und den abenteuerlichsten Vermutungen und Erklärungsversuchen hat es denn auch in dieser Frage so wenig gefehlt wie bei dem Problem der Baskensprache. Einige Gelehrte haben trotz aller Bedenken nachzuweisen versucht, dass das Etruskische dem indogermanischen Sprachstamm angehörte, das Lateinische, das Griechische sind als nächstliegende Sprachgebiete herangezogen worden, andere haben es für einen keltischen Dialekt erklärt, die skandinavische Sprache, das Irische, das Sanskrit ist verglichen worden. Ja, ein englischer Gelehrter hat sogar in den Etruskern einen Stamm der alten Deutschen sehen wollen, indem er sich bemühte, darzutun, dass das Etruskische mit dem Gotischen und dem Altheutschen Verwandtschaft besitze! Wieder andere haben semitischen Ursprung vermutet: die hebräische, die phönizische, die arabische Sprache sollte uns den Schlüssel liefern. Das Armenische, eine Mischsprache, hat herhalten müssen. Es sind ferner Gelehrte mit der Behauptung aufgetreten, dass das Etruskische zum finnisch-tatarischen Sprachstamm gehöre, die Türken, die Ungarn sind als Verwandte der Etrusker bezeichnet worden. Auch das Ägyptische und das Koptische sind verglichen worden, natürlich hat man auch, was nahe liegt, an die gleichfalls isolierte Baskensprache gedacht, indessen, wie gleich bemerkt sei, ohne jede Spur von Berechtigung. Und schliesslich ist man sogar auf das — Chinesische verfallen! Was der eine Forscher für altheutsch hält, sieht ein anderer für chinesisch an!

Diese Probe der verschiedenen Theorien dürfte wohl genügen, sie zeigt jedenfalls, wie rätselhaft die Etruskersprache ist!

Schon im Altertume hat man diesen eigenartigen Charakter erkannt; römische Schriftsteller bestätigen uns, dass das Etruskische vom Lateinischen vollkommen abwich und für die Römer gänzlich unverständlich war. Dionysius von Halikarnass, ein Geschichtsschreiber, der zur Zeit der Geburt Christi lebte, erklärt bereits das Etruskische für eine ganz eigenartige und sehr alte Sprache, und die Mehrzahl der Forscher in unseren Tagen ist zu der Überzeugung gelangt, dass alle Versuche weiter nichts dartun können, als dass das Etruskische so isoliert ist wie das Baskische.

Wie merkwürdig ist es, dass auf dem klassischen Boden Italiens, von wo aus sich das Lateinische über den grössten Teil der alten Welt ausgebreitet hat, eine so fremdartige Sprache bestanden hat usw.“ — So schreibt also jemand noch im Jahre 1908! —

Es ist geradezu ein Rätsel, wieso es möglich war, dass aber dabei absolut niemand auf die Slaven verfiel, obschon diese Oberitalien zum Teile noch heute bewohnen und einst wohl die ganze apenninische Halbinsel bewohnt haben mussten, da verschiedene Momente diese Tatsache glaubwürdig erhärten. Erzählen doch arabische Schriftsteller (z. B. Ibn Haukal, X. Jahrhundert), dass Palermo früher eine zahlreiche slavische Bewohnerschaft mit einem eigenen Stadtviertel hatte; in Syracus hiess die Burg im Altertume „Ahradina“ (= ohradina, d. i. Umwallung); die alten Rhätier leben noch immer in den slovenischen „Rezijani“ in Oberitalien; in Nordafrika gab es sogar mehrere Ortschaften, die ausschliesslich von Slaven bewohnt waren, wie in Afrika gefundene Handschriften erzählen u. ä. —

Ein ähnlicher historischer Lapsus ist es, wenn man immer liest: die Kroatenreste in Kruč (*Aquaviva Collecroce*) in der italienischen Provinz Campobasso (östlich von Rom) stammen von einer Auswanderung aus Dalmatien zu Beginn des XI. Jahrhunderts her. Ebenso wenig besagt der Umstand etwas, dass in der Kirche in Palata die Aufschrift lautet: „Dalmatiner besiedelten zuerst die Stadt und erbauten diese Kirche im Jahre 1531“, denn es können ja tatsächlich mehrere Familien aus Dalmatien hieher übersiedelt sein, aber diese hätten inmitten von ausschliesslich italienischen Bewohnern ihre Sprache gewiss nicht durch 400 Jahre so gut erhalten. Alles dies sind fast ausschliesslich vage Ursprungserklärungen, und sind jene slavischen Reste im gebirgigen Teile der Provinz wie: Monte Mateso, Monte Mileito, Monte Sambuco die letzten Elemente der Urbewohner, die sich ihre Sprache und Eigenart ebenso erhalten haben wie die Basken in den Pyrenäen, die auch kein erratisches Volk sind, oder die Slovenen in den Alpen, weil im Gebirge der nivellierende Ein-

fluss einer anderen Sprache weniger Angriffs- oder Berührungspunkte findet. Die Sprache verliert aber dabei doch an Originalität und wird an jenen Grenzpunkten am empfindlichsten, wo zwei oder mehrere gleich starke Sprachen zusammenstossen. Ein Paradigma hiefür ist die friaulische oder furlanische Sprache, wo sich am Zusammenschlusspunkte der slavischen, italienischen und deutschen Bewohner eine Verkehrssprache bildet, die eigentlich keine der drei Nationen obzuegen liess, dafür aber allen dreien gewisse Konzessionen machte. Hätte nun dieser lokale Dialekt eine grössere Verbreitung genommen, so wäre er auch als selbständige Sprache angesehen worden; die Sprecher desselben wären nun eine eigene Nation und man müsste wieder zur „Völkerwanderung“ greifen, um sich die Entstehung dieser isolierten Sprache erklären zu können.

Nun wissen wir aber auch, dass vor den historischen Römern anderssprachige Völker in Italien wohnten, denn Ticinus (*ap. Festum*) erzählt doch, dass jene obskisch und volskisch redeten, nachdem sie lateinisch nicht kannten („*qui Obsce et Volsce fabulantur, nam Latine nesciunt*“). Tragen aber die zurückgelassenen Kulturreliquien, die noch durch Ausgrabungen immer mehr vermehrt werden, den slavischen Sprachcharakter, so können die verdrängten oder aufgesogenen Völker nur slavisch gesprochen haben, also Slaven (im modernen Sinne) gewesen sein.

Die jüngeren Schriften dieser Provenienz, die auch daran erkennbar sind, dass sie sich den Formen der alllateinischen Schrift schon sichtbar nähern, sind mitunter auch schon von links nach rechts zu lesen; alle älteren müssen aber nahezu grundsätzlich von rechts nach links gelesen werden und sind die Buchstaben oft auch in der Vertikalebene umgedreht geschrieben, sie daher schon äusserlich die Art der Lesung andeuten. Einige Inschriften sind in der Art der Ackerlinien, wissenschaftlich meist als „*bustrophedon*“ benannt, zu lesen.

Über die Zeit, wann die etruskischen Runen in Anwendung standen, lässt sich nur annähernd sagen, dass sie jedenfalls mit dem Ende der römischen Republik auch ihre Aktualität einbüssten, denn in den im Jahre 79 n. Chr. verschütteten Städten Herculaneum, Pompeji u. a. finden sich bereits wenige Runeninschriften mehr vor, was aber nur besagt, dass sie eben früher daselbst im Gebrauche standen. Wie alt hingegen die ältesten Denkmäler dieser Art sind, kann wohl niemand nicht einmal auf ein Jahrtausend genau bestimmen, denn man fand z. B. auch Mumien in Ägypten mit Wickelbändern, die mit etruskischen Runen beschrieben waren.

Die Zahl dieser Denkmäler hat dermalen schon 7000 erreicht, es ist also ein Beweismaterial so verschiedenster Art vorhanden, das unmöglich einer Zufälligkeit oder bewussten Mystifikationen zugeschrieben werden kann, also zweifellos als altersecht angesehen werden muss; allerdings gehört der grösste Teil dieser Denkmäler sprachlich nicht mehr dem Slavischen an, sondern ist schon teilweise lateinisch oder durch die lateinische Sprache korrumpiert; aber an dem alten Alphabete wurde strenge weiter gehalten.

Das auf der Tafel III ersichtliche „Etrurische Runenalphabet“ vermittelt die Möglichkeit der Nachprüfung der nachfolgend erläuterten Denkmäler. Dieses Alphabet darf jedoch durchaus nicht als vollständig oder für alle Fälle als vollgültig angesehen werden, denn ein solches lässt sich erst zusammenstellen, bis alle Denkmäler dieser Art lautlich und textlich verlässlich entziffert sind.

Der Sarkophag von Perugia.

Bei Perugia (alt: Perusia) wurde ein marmorner, etwa 1 m hoher und noch etwas breiterer Sarkophag gefunden, in dem mutmasslich einst eine hohe Persönlichkeit beigesetzt wurde. Auf einer Breitseite befindet sich in Relief eine nackte männliche Figur, welche

Fig. 1.

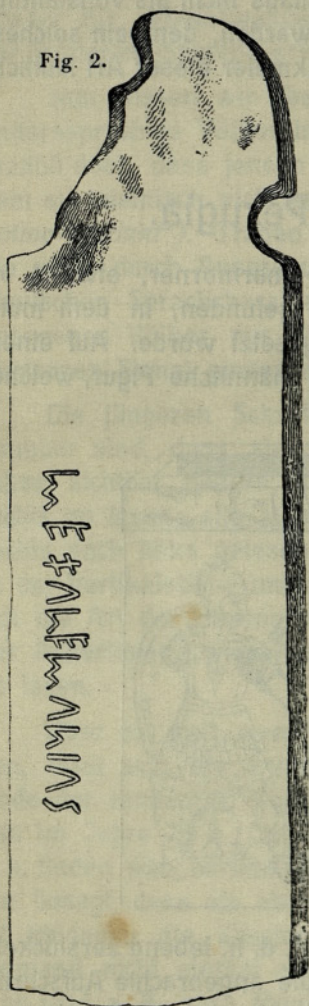


von fünf Kriegern römischer Tracht gemartert, d. h. lebend zerstückelt wird. Die sprechende Szene klärt überdies die angebrachte Aufschrift „*iputin a krul*“ (= Statthalter und König). „*Ipai*“ wird im Russischen noch heute als Funktionsname für den Statthalter angewendet;

„krul“, sonst „kral, kralj“, ist aber allen Slaven noch immer als Bezeichnung König geläufig. —

Tatsächlich spielt sich in der Geschichte Perusias eine ähnliche Episode ab, denn im perusinischen Kriege soll Oktavian am 15. März 40 v. Chr. nach der Kapitulation der Stadt 400 vornehme Perusiner und darunter wohl auch den König, haben martervoll hinrichten lassen. Es ist daher möglich, dass unser Relief am Sarkophage (Fig. 1) direkte an jenes Ereignis anspielt, denn die Stammbewohner Perusias können damals noch nicht latinisiert gewesen sein, und dass dies Patroklos wäre, wie man gleichfalls annimmt, ist ausgeschlossen, da er nicht solchen Todes starb.

Fig. 2.



Der Grenzstein von Rocchetta.

Beim Dorfe Novi nächst Rocchetta (Mittelitalien) wurde ein Grenzstein mit der Aufschrift „mezu ne munjus“, d. h. „versetze nicht die Grenze“ („meza“ = Grenze; „ne“ = nicht; „munjati“ = hin- und herbewegen) gefunden (Fig. 2). — Für jeden Fall entspricht diese Lesung auch dem praktischen Zwecke und der Tendenz desjenigen, der ihn herstellen liess, denn wer auf einem Grenzsteine eine Warnung anbringen lässt, kann nur eine solche dieses Sinnes hiezu wählen. Eine solche Belehrung, die nur der Slave versteht, kann aber auch nur dem gelten oder gegolten haben, der sie beachten und befolgen soll, und dazu ist es unbedingt notwendig, dass er 1. dort lebt, 2. lesen kann und 3. diese Sprache auch versteht. Dieses Denkmal sagt uns in den drei Worten ausserordentlich viel über die Sprache und Bildung der damaligen Bewohner jener Gegend. — Tatsächlich wurde der Grenzstein an einem Punkte ausgegraben, der noch heute in der Grenzzone zweier Besitzungen liegt.

»Mužina« - Spiegel.

Auf etruschem Gebiete wurden mehrere Metallspiegel gefunden, die alle in der Mitte oder am Rande der

Spiegelfläche das Wort „*mužina*“ oder „*mutjina*“ (von rechts nach links zu lesen) auffallend gross aufgeschrieben haben. Dieses Wort bedeutete einst augenscheinlich so viel als: „Prostituierte“ oder doch etwas organisch Ähnliches. — Das Wort kommt in dieser Form im Lateinischen nicht vor, obschon „*muto*“ (= männliches Glied) eine verwandte Bedeutung hat; hingegen haben die meisten slavischen Sprachen, wie die slovenische in „*mošnja*“, die böhmische in „*mošna*“ und das Russische in „*moŋja*“ (= Hoden, Hodensack) noch nahezu

Fig. 3.



formgleiche Begriffe. — Die Schrift selbst trägt schon mehr den griechisch-cyrrillischen Charakter, obschon die Erzeugung dieser Spiegel sicherlich noch in die Zeit der römischen Republik zu verlegen ist.

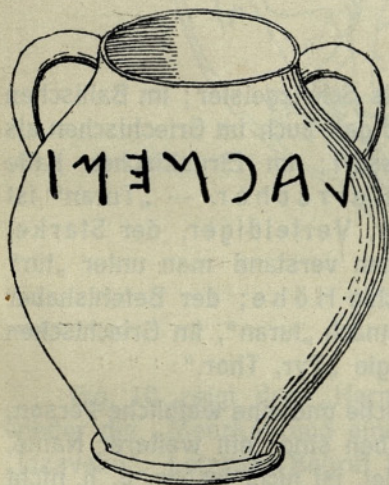
Man schrieb bisher diese Spiegel *Mutina*, einer gallischen Stadt zu und meinte, die Aufschrift sei nur die Erzeugungsmarke. Dass diese Annahme unlogisch ist, muss schon der Umstand beweisen, dass keine Fabrik ihren Firmadruck in der Mitte eines Gebrauchsspiegels anbringen wird, und noch weniger schafft sich jemand einen Spiegel an, der durch eine Reklameschrift in seiner Bestimmung

Sehr häufig war auch an Freudenhäusern ein männliches Glied in Steinskulptur an der Hausecke angebracht. Ein solches Reklamezeichen zeigt z. B. Fig. 5, das auch eine Inschrift trägt, doch ist der Text, der nach dem normalen Alphabete als „*tut nita phastiv velka reala ule vetru eruk*“ nicht voll verständlich ist, obschon er verschiedene slavische Begriffe enthält, zumal man hier nicht sicher ist, in welcher Reihenfolge die Zeilen zu lesen sind.

»Losna«.

Auf einem Metallspiegel wurde die in Fig. 6 ersichtliche Darstellung einer weiblichen Gestalt mit der Beischrift „*losna*“ gefunden. „*Losna*“ bedeutet: die Glänzende; slov. „*lošč*“ = Glanz, Glasur; russ. „*losnit*“ = glänzen, polieren. — Man hat die Figur als die einer Mondgöttin angesehen, da ihr ein Halbmond beigegeben ist, doch ist dies nicht besonders überzeugend.

Fig. 7.



Urne mit der Aufschrift »lačnemi«.

Die Urne (Fig. 7) trägt die Aufschrift „*lačnemi*“ d. h. dem Hungernden, wie der Slovene, Böhme und andere Slaven das Wort noch heute gebrauchen. Man sieht daraus, dass die Urnen sonach nicht nur zur Aufnahme von Asche, sondern auch zur Verwahrung der Wegzehrung dienten, sowie oft auch weitere Gefässe

für Getränke, Salben und die Grablampe beigegeben waren.

Metallschalen mit Inschriften.

In Italien sind zahlreiche Metallschalen mit Gravierungen und Reliefs gefunden worden, die man allgemein als Trink- oder Opfer-

Fig. 6.



schalen, lat. als „*patera*“ bezeichnet. Auf der Innenfläche sind meist altklassische Mythologiemotive zu sehen, denen Aufschriften beigegeben sind, die sowohl lateinische wie griechische Götternamen, als auch reinslavische Begriffe enthalten. Fig. 8 zeigt z. B. vier Personen (drei männliche und eine weibliche), die als: Laran, Turan, Menrva und Apul in etruskischen Runen beschrieben sind. Die Namen „Menrva“ (Minerva) und „Apul“ (Apollo) sind leicht erkennbar; Laran ist jedoch im Slavischen gleichbedeutend mit Beschützer, wird aber heute nur mehr für einen solchen von wertvollen Schriften, also in der Bedeutung Archivar gebraucht. Im

Fig. 8.



Lateinischen galten die „*lares*“ auch als Schutzgeister; im Baltischen ist „*lar*“ gleichbedeutend mit Burg, und galt auch im Griechischen als identisch mit Akropolis (z. B. „*Larissa*“); im Etruskischen hatte „*lar*“ die Bedeutung: Herr, Fürst, Herrscher. — „*Turan*“ ist ein Hoheitsbegriff, der etwa: Kämpfer, Verteidiger, der Starke, der Mächtige bedeutet. Im Keltischen verstand man unter „*tur*“ noch: Berg, verteidigungsfähig gemachte Höhe; der Befehlshaber eines solchen festen Platzes hiess demnach „*turan*“, im Griechischen „*Tyrannos*“, in der deutschen Mythologie „*Tyr*, Thor.“

Fig. 9 zeigt gleichfalls drei männliche und eine weibliche Person, die mit „*Apulu*“ und „*Zemla*“ beschrieben sind; ein weiterer Name, der sich noch sonst wiederholt vorfindet, ist nicht lesbar, d. h. nicht verständlich (vuvluis?); der vierten, sitzenden Gestalt ist kein Name zugefügt. — Neu ist hier der Begriff „*Zemla*“ (slav. Erde) für die Frauengestalt; es scheint jedoch, dass dies die ursprüngliche Form der mythologischen „*Semele*“ — die zu Staub Gewordene — war, wobei der Slave eine überraschende etymologische Übereinstimmung wahrnimmt, denn „*zmeljem*“ (= ich mache zu Staube) „*semleti*“,

rechtfertigt tatsächlich den mythologischen Untergang Semeles, denn sie wurde von Zeus Blitze zu Staub verzehrt. — Man muss daraus schliessen, dass die griechische Mythe bereits ein posthumer etymologischer Erklärungsversuch des Namens „Zemla“ ist, denn dieser selbst war im Anbeginne nur der weibliche Hoheitsname des „Sem, Zem“. Es scheint also, dass die griechischen Theogenetiker aus den vorgefundenen Hoheitsnamen der Urbevölkerung unter Mitwirkung der unverstandenen sprachlichen Basis ihren Olymp konstruierten, ebenso wie sich der gleiche Vorgang später bei den Germanen nachweisen lässt. —

Fig. 9.

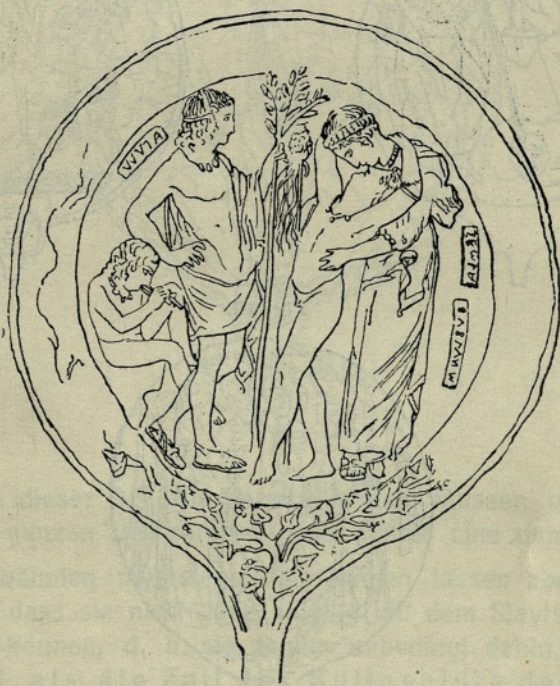


Fig. 10 zeigt den „Hermes“ und die „Menerva“, die Fig. 11 wieder die „Menrka“ und einen Genius oder Engel mit der Beischrift „lazaveku“. Letzterer Begriff ist wieder ausgesprochen slavisch und bedeutet „laza“, welcher auch in vielen anderen Verbindungen vorkommt, Verkünder, Überbringer, Spion, „vijek“ = Rat, Beschluss, Entscheidung, sonach ist „lazaveku“ = Überbringer einer Botschaft, Verkünder eines Beschlusses o. ä. und ist in allen bekannten Darstellungen als eine Jugendgestalt mit Flügeln zu sehen. (Ver. Hermes = Götterbote.)

Fig. 12 stellt Gestalten dar, die — von links nach rechts — als: Eris, Menrka, Herkul, Eris beschrieben sind. — Hier fällt besonders der Name „Herkul“ auf, der etymologisch nur: Held, Führer, Grenzverteidiger bezeichnen kann, wobei „ger“ (oder „her“) die Wurzel bildet, und diese war im Keltischen gleichbedeutend mit Grenze. Die Begriffe: Heros, Herr, Herzog,

Fig. 10.

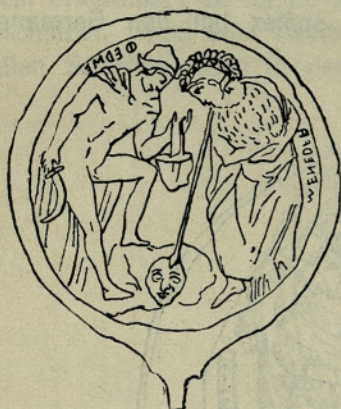


Fig. 11.



Fig. 12.

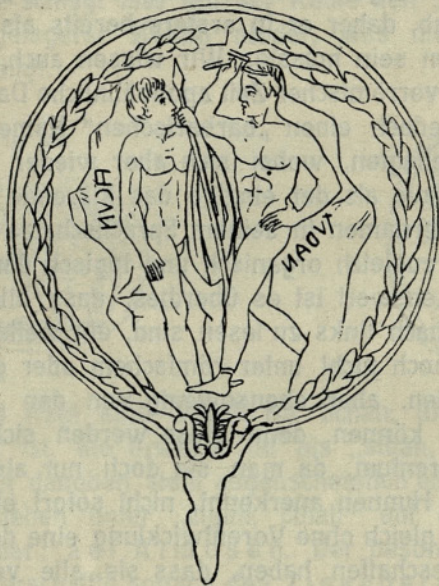


Kerl, Geront, herec (böhm.), gero (lat.), gerob (slav.) u. a. m. bestätigen dies; desgleichen sind die Namen: Hera, Hermes, Hermas, Hermann, Hermine, Eris, Erka (Herche), Erinnyen u. a. des gleichen Ursprungs. Auch die römische Schwurformel „me Hercle“ („mehercle“) enthält daher nur die Anrufung eines Mächtigen oder Schützenden.

Die Schale (Fig. 13) trägt die Inschriften „turan“ und „akun“. Was letzterer Begriff bedeutete, ist dermalen noch nicht klargestellt; jedenfalls stand er aber einst auch als Hoheitsname in Verwendung,

denn in Norwegen hat sich von altersher der Name „Hakon“ als Eigenname für die Könige daselbst traditionell erhalten. Augenscheinlich besteht hier eine sprachliche Verwandtschaft mit den griechischen „hágios“, d. i. der Geheiligte, der Geweihte. — Da die slavischen Sprachen die Vokale „a“ und „e“ im Anlaute eines Wortes meiden, dürfte die Originalform wohl „okun“ gelautet haben.

Fig. 13.



Schalen dieser Art, die bereits in den Museen und auch bei Privaten der ganzen Welt zerstreut sind, gibt es eine ziemliche Menge.

Die erwähnten mythologischen Namen lassen aber den Rückschluss zu, dass sie nicht ganz zufällig mit dem Slavischen zusammenhängen können, d. h. sie deuten unbedingt dahin, dass sie älter sind, als die Zeit der Kultusblüte der Griechen und Römer, denn in letzterem Falle hätte man doch auch die griechische oder lateinische Schrift angewendet, und sicherlich nicht die Runen. Sind demnach diese Schalen etruskischen Ursprungs, so wohnten schon weit früher, als die Römer mächtig geworden sind, Slaven in Etrurien, die Gottheiten oder hohe Standespersonen dieses Namens verehrten, und da die bildlichen Darstellungen eine hohe Kunstfertigkeit erkennen lassen, müssen diese Bewohner zugleich eine hohe Kultur besessen haben; andernfalls ist es völlig unerklärlich, wie reinslavische, d. h. einzig

nur dem heutigen Slaven verständliche Wörter hier eingraviert worden sein konnten, denn alles Unverständliche kann und darf man doch nicht konstant, so bald es ein slavisches Gepräge annimmt, als Fälschung brandmarken.

So haben wir bis jetzt ausschliesslich nur den griechischen „Apoll“ gekannt, sehen aber jetzt, dass es schon vor der Bildung der griechischen Theogonie bei den Slaven einen „Apul“ in menschlicher Fassung gab, daher er in erstere bereits als fertiger Gott aufgenommen worden sein musste. Wir wissen auch, dass „keltische“ Völkerschaften in vorrömischer Zeit apolloähnliche Darstellungen kannten, denen sie jedoch einen „barbarischen“ Namen, wie: Belenus, Grannus u. a. beileigten, wobei sich aber wieder der „Zufall“ einstellt, dass der Slave als der einzige das klärende Verständnis auch für alle diese Götternamen in seinem Sprachschatze besitzt und dass diese Etymologie zugleich organisch und logisch damit im Einklange steht. — Bemerkenswert ist es überdies, dass alle diese Schriften noch von rechts nach links zu lesen sind, ein weiterer Beweis, dass die Fundobjekte noch nicht unter römischem oder griechischem Kultureinflusse standen, aber ebensowenig von den „eingewanderten“ Slaven herrühren können, denn diese werden sich bei ihrem vermeintlichen Barbarentum, da man sie doch nur als Hilfsvölker und Gepäckträger der Hunnen anerkennt, nicht sofort eine eigene Schrift zurechtgelegt und gleich ohne Vorentwicklung eine derartige kulturelle Selbständigkeit geschaffen haben, dass sie alle vorgefundenen Bildungsmittel unbeachtet gelassen hätten. Übrigens rühren viele dieser Funde aus jenen etruskischen Städten her, die von den Römern zerstört wurden, also sicherlich bis zu ihrer Auffindung ohne Unterbrechung vergraben lagen, sonach Fälschungen ausgeschlossen erscheinen. —

Auffallen mag auch der, wenn zwar nebensächliche Umstand, dass hier in den Darstellungen des menschlichen Körpers zumeist die männlichen Personen nackt dargestellt erscheinen, die weiblichen jedoch mehr oder weniger reichlich bekleidet. Dies ist aber auch vollkommen richtig, denn auch die Studien der ägyptischen und altgriechischen Skulpturen zeigen, dass einst als das Ideal körperlicher Schönheit und Vollkommenheit gerade der männliche Körper angesehen wurde. Es scheint daher, dass auch schon die Etrurier den weiblichen Körper für allzu weich in seinen Linien ansahen, und dass es sich ihnen dabei durchaus nicht um den Kult der Nacktheit handelte, sondern überhaupt um die Darstellung eines Körpers von Kraft und Ebenmass im allgemeinen.

Kameen.

Im Etrurischen wurden auch zahlreiche Kameen mit Aufschriften gefunden. („Kamee“ ist ein Slavismus, entstanden aus „kamen“ = Stein.)

Die Fig. 14 zeigt Herakles, der sowohl durch die Inschrift „herkle“ sowie das umgehängte Fell des Kytharronischen Löwen erkennbar ist; er schlägt hier mit der Keule den „kukne“, d. i. den berühmten Wegelagerer Kykno nieder, was die Herakles-Mythe auch richtig bestätigt.

Fig. 14.



Fig. 15.



Die Fig. 15 trägt eine Schrift zur Schau, die schon der griechischen ähnlich ist, die Inschrift ist als „sihan, cihan, cikan“ zu lesen; die Gestalt daneben stellt augenscheinlich einen Bettler dar. — Die Slaven verstehen unter „čigati, čihati“ auf etwas warten, lauern, also hier: auf Almosen. Der besonders aufdringliche Bettelcharakter verschaffte sonach den Zigeunern, welche von den Slaven ja als „cigan, cikan“ bezeichnet werden, diesen berechtigten Namen, der sich seine vermutliche Urform sonach im Slavischen bis heute rein erhalten hat. — Ebenso ist es aber möglich, dass hier „sigan“ vorliegt, wie der Slovene den schwer Almenden, den Asthmatiker nennt, und wofür auch der Deutsche den Begriff „siech“ hat, denn zu betteln pflegt nur jener, der nicht arbeitsfähig ist. Der so gravierte Stein kann sonach einst auch irgendeinem Wohltäter der leidenden Menschheit gewidmet worden sein.

Bei diesen Kameen geht die Schrift schon von links nach rechts, was dazu berechtigt, sie für ein jüngeres Kulturdokument anzusehen.

Der Grenzstein von Monte Pore.

Im Jahre 1866 wurde auf dem Monte Pore, dem 2405 m hohen Gebirgsmassiv an der österreichisch-italienischen Grenze eine quadratische Säule aus dolomitischem Sandstein gefunden, die auf zwei

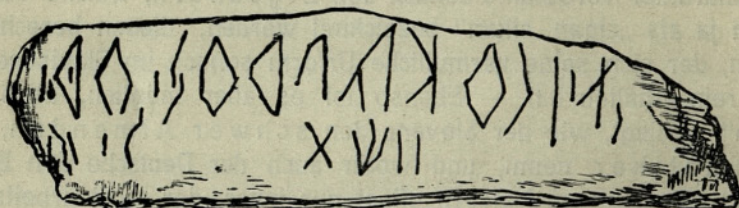
gegenüberliegenden Seiten der Länge nach mit Inschriften versehen ist. Der Stein wurde von einem Bauern etwa 80' von der höchsten Spitze entfernt gefunden und war es augenscheinlich, dass er vom Scheitel einmal herabgeköllert sein muss.

Fig. 16 (Vorderseite).



Die Inschriften wurden sogleich als rhäto-etruskische bezeichnet, deren Inhalt konnte jedoch nicht entziffert werden. Die auf der Vorderseite der Illustration ersichtliche Inschrift ist etwa als: „*nos chine mezne i vovaikos nizica dikoi*“ zu lesen; einzelne Zeichen hievon sind allerdings nicht verlässlich zu nehmen, da deren lautliche Bewertung

Fig. 16 (Rückseite).



nicht genau festgestellt ist. Die Slavizität der Inschrift lässt sich jedoch aus den drei ersten Worten ziemlich sicher annehmen, denn „*nos čine mezne*“ versteht jeder Südslave als: die Nase bildet die Grenze. Tatsache ist, dass der Monte Pore noch heute einen nasenartigen Ausprunng des österreichischen Gebietes in das italienische macht, d. h. die Grenze zieht sich hier südlich um den Gebirgsstock herum.

Die Inschrift auf der Rückseite ist dermalen gleichfalls unverständlich. Auf beiden Steinen muss es aber auffallen, dass sie am

Schlusse Zahlen beigegeben zu haben scheinen; z. B. auf der Rückseite: XVII. Es ist daher möglich, dass der Stein selbst hier einen wichtigen Grenzscheidpunkt kennzeichnete und zugleich über das Wegmass nach zwei Richtungen orientierte.

Auch die Etymologie bestätigt dies, denn Monte Pore heisst etwa: Bergspfad (griech. „πόρος“). Die alten Talbewohner wissen noch zu erzählen, dass über diese Höhe seinerzeit der Weg ins Ampezzo-Tal führte. — Ein weiterer Name des Monte Pore ist „Frisoleit“, was wohl nur ein slavisches „Brezole“ in romanisierter Form sein dürfte, umso mehr als alle slavischen Ortsnamen dieses Gebietes als solche trotz der Verballhornung leicht erkennbar sind, wie z. B.: „Cernadoi, Livina, Brenta, Glevazza, Lagosello, Posalz, Costa u. a. —

Der Stein kam nach der Auffindung in den Besitz des Gymnasiums in Bozen und befindet sich heute daselbst im Stadtmuseum.

Das Mumienband in Zagreb.

Ein ungewöhnlich wertvolles Denkmal der altslavischen Sprache enthält das mit etruskischen Runen beschriebene Mumienband im kroatischen Landesmuseum zu Zagreb.

Als Denkmal der altslavischen Sprache kann es deshalb bezeichnet werden, obschon die Schrift zum Teile schwer lesbar, zum Teile inhaltlich noch nicht gelöst ist, weil das Band so viel prägnante slavische Begriffe enthält, dass die Slavizität des Textes begründetermassen nicht angezweifelt werden kann. Überdies haben wir schon etliche slavisch-etruskische Schriftlösungen vorausgesendet, um zu beweisen, dass es solche gibt und dass es sehr erfolgversprechend dünkt dem etruskischen Sprachrätsel von jener Seite näherzutreten, die trotz ihres einladenden Naheliegens noch niemals berührt wurde, d. i. von der slavischen.

Um das Jahr 1865 brachte ein kroatischer ^{der} Priester von seiner Reise aus Ägypten eine dort erworbene Mumie mit, die er sodann dem heimatlichen Museum spendete. Diese Mumie, eine jugendliche weibliche Person darstellend, hatte eine Anzahl von Leinwand-Bandagen, die mit etruskischen Schriftzügen versehen waren, was man allerdings anfänglich gar nicht bemerkte, als man diese vom Körper loslöste, weil sie durch die Verwendung des Asphaltes beim Einbalsamieren geschwärzt waren.

Man nimmt nun allgemein an, dies sei eine Binde, deren Text mit der Person der Mumie im organischen Zusammenhange steht,

Archivaria Riva Paris

2. was auch kaum anzuzweifeln ist. Bei den Ägyptern war es eine Sepulkralsitte, dem Toten Schriftrollen beizugeben, die eine mehrweniger ausführliche Biographie des Verstorbenen enthielten. Ansonst hat man *ad hoc* solche Daten auch auf die Leinentücher geschrieben, und wurde vielleicht schon eine Menge von solchen Schriften bei der Blosslegung von Mumien gefunden, aber bisher nicht beachtet. Die Einwendung, dass hier die Schrift im Verhältnis zu einem Totenleintuche zu klein gehalten sei, hat nichts zu sagen, denn wir wissen ja auch nicht, ob nicht das ganze Leintuch so beschrieben war, weil man über die Verstorbene, die wohl einer vornehmen Familie angehört haben mag, viel zu sagen hatte. Weshalb dieses beschriebene Leinentuch nun sozusagen zeilenweise in Streifen zerrissen wurde, ist schliesslich auch erklärlich, wenn man erwägt, dass dem Texte keine Einbusse geschieht, wenn die Streifen, ihrem Texte weiter folgend, um den Leib von oben bis unten gewickelt wurden, dann dass es sonst überhaupt nicht möglich ist mit einem ganzen Leintuch eine dichte Bandage um ein *so* unregelmässiges Objekt, wie es der menschliche Körper ist, anzulegen. Für alle Einwendungen dieser Art gibt es demnach immer irgendeine natürliche Erklärung.

Wir kennen aber etwas Ähnliches noch heute bei den Slaven selbst. In Mähren hielt man seit jeher, namentlich in der Hana, dann bei den Slovaken und Walachen viel auf die sogenannten „uvodnice“. Es waren dies normal $2\frac{1}{2}$ m lange und 2 m breite Leintücher, die in der Mitte mit verschiedenfarbiger Seide kunstvoll gestickt waren und zur Aussteuer jeder Tochter des Hauses gehörten. Man bewertete sie als Hochzeits- oder auch als Taufleintücher. Die Braut trug dieses Tuch zusammengelegt bei der Trauung; darin trug sie auch ihre Kinder zur Taufe, und darin wurde sie auch — namentlich bei den Walachen bis in die jüngste Zeit — begraben. Die Leintücher hatten aber auch Schriften und Zeichen, die wir heute gar nicht mehr lesen können, d. h. es wurden da jedenfalls immer weiter uralte Muster kopiert, bis mit der Zeit die Kenntnis des Originaltextes selbst in Vergessenheit geriet; trotzdem handelt es sich da nicht etwa um gleiche Schriften. — Dass demnach bei den Slaven tatsächlich und soweit bisher bekannt, bei dem weiblichen Geschlechte die Sitte herrschte, die Leichen in Leintücher mit Inschriften zu wickeln, steht hiemit zweifellos fest.

Mit der Entzifferung unseres Mumienbandes beschäftigten sich bisher hervorragend J. Krall („Die etruskischen Mumienbinden des Agramer Nationalmuseums“, Wien 1892) und G. Herbig („Die etruskische Leinwandrolle“, München 1911) und waren die beiden schon

deshalb auf einem praktikablen Wege, weil sie vor allem daran festhielten, dass zwischen der Mumie und dem Schrifttexte eine gewisse Koinzidenz bestehen müsse. Alle übrigen Ausleger haben sich jedoch durch ihre unlogischen Phantastereien selbst den Weg verrammelt, um den Spuren mit einiger Aussicht auf Erfolg nachgehen zu können.

Wir müssen nun, solange nicht aus dem alten Ägypten ähnliche Schriftproben gebracht werden, annehmen, dass die mumifizierte Dame entweder aus Italien stammte, aber in Ägypten gestorben ist, oder es gab dort eine etruskische Kolonie, die selbstredend noch in ihrer Heimatsprache verkehrte, schrieb oder doch sepulkral an den heimischen Gebräuchen hing.

Was der Schrifttext enthielt oder bezweckte, sind wir einstweilen nur auf Vermutungen angewiesen. Nahezu als sicher ist es anzunehmen, dass die Leinwandrolle für die Tote speziell geschrieben war, wir es daher hier entweder mit einem *curriculum vitae*, oder aber, was noch wahrscheinlicher ist, weil sich gleiche Stellen immer wiederholen, mit einem funerealen Texte für die Verstorbene zu tun haben.

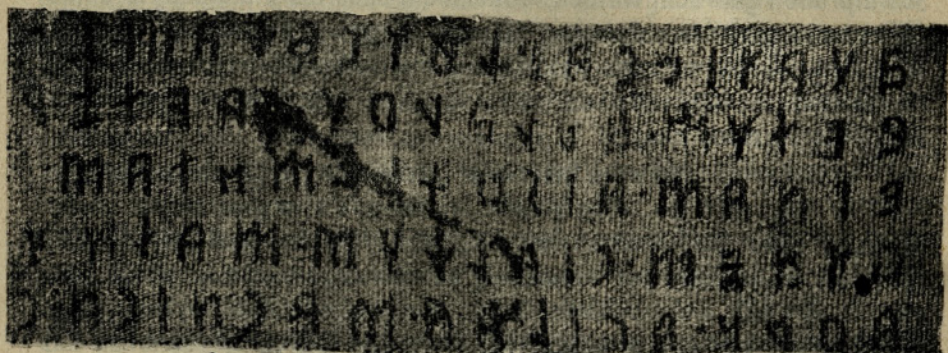
Auffallend ist es auch, dass die beschriebenen Leinwandstücke, — es gibt auch genug unbeschriebene dabei —, ein weit dichteres Gewebe aufweisen, als die unbeschriebenen. Die Erklärung ist übrigens naheliegend, denn auf einem dichten Gewebe lässt sich leichter schreiben als auf einem weitmaschigen; ja, es muss hiezu eine eigene Leinwand erzeugt worden sein, die man in Italien als Papier benützte, denn die „*libri lintei*“ werden seit dem Jahre 444 v. Chr. oft erwähnt. So waren z. B. die heiligen Urkunden der Samariter und der anagninischen Priesterschaft, die Verzeichnisse der römischen Magistrate auf dem Kapitolium, die Sibyllinischen Bücher u. a. auf leinenen Rollen geschrieben.

*Die Leinwand
für uns auf
organisch
gesponnt.
als die Bücher
um 444.*

Eine volle Entzifferung des Schriftinhaltes war einstweilen unmöglich und wird wahrscheinlich auch nicht eher gelingen, bis die etruskischen Schriftzeichen ihrer Artikulation nach überzeugend richtig gedeutet sein werden, und namentlich bis diese Schriftrolle, die doch an 1200 Worte enthält, mit Zuhilfenahme aller modernsten Reproduktionsverfahren lautlich lesbarer gemacht wird. Die beigegebene Illustration stellt z. B. ein Stück der Binde dar, auf welchem die Schrift noch am besten hervortritt, und doch ist es auch hier schwer verlässlich zu entscheiden, ob dieses oder jenes Zeichen wirklich dasjenige ist, das man vor sich zu haben vermeint.

Es gibt aber im Texte eine Unzahl von Begriffen, die schon andere unbewusst als slavisch gedeutet haben, weil sie ihnen eine

Bedeutung und Auslegung gaben, die nur im Slavischen stimmt. So wiederholen sich die Begriffe: „velke, velkineš, velkite, velkina, velkinei“ u. ä. fortgesetzt. W. Deecke glaubt nun aus dem Zusammenhange sei zu lesen, dass in „velke“ die Bedeutung „Heros“ verborgen sei, was im Slavischen auch einwandfrei stimmt, denn „velbog“ (= grosser Gott), „velmož“ (= angesehener Mann), „velgrad“ (= grosse, feste Burg), „veltur“ (= grosser, hoher Turm), „velikan“ (= der Grosse,



Ein Textstück der Agramer Mumienbinde (in Originalgrösse).

der Riese) u. dgl. m. weisen immer auf etwas Hohes, Ungewöhnliches, Erhabenes. Wir verstehen aus Analogien nun auch gut die Stelle: „velka ipe ipa“, d. i. grosser Zorneszorn; „eim (en) tul var“, d. i. eine geschützte Einfassung, vermutlich: ein geschütztes Grab; „pevah vinum“, d. i. trank Wein; „šuti“, d. i. Schweigen usw. Die Stelle „cluce caperi zamtic“ ein andermal „zamkič“, d. i. Der Schlüssel versperrt das Schösschen (Grabkammer?) weist mit seinem Wechsel des c, č, k, s, z auffallend auf das Alphabet der Grünberger Handschrift, denn auch hier hat dasselbe Zeichen die Bedeutung für: c, č und k; s ersetzt auch š und ž; u ist zugleich v und f usw. — Die Formen „zušle, zušleva, zušleve, zušleveš, zušlevac“ können allen ihren Varianten nach einzig und allein als slavisch angesehen werden, wenn wir auch deren Bedeutung erst aus dem Zusammenhange richtig erfassen dürften.

Dieses einzigartige und schon seines Umfanges wegen doppelt wertvolle Runendenkmal ist hiemit wohl noch nicht für jedermann überzeugend als altslavisch nachgewiesen, aber die Vermutung ist zweifellos berechtigt, dass es nur slavisch sein kann, weil, abgesehen von der Schrift, keine andere Sprache imstande ist ihre genetische Verwandtschaft auch nur annähernd so sachlich nahebringen zu können, wie diese.

Zum Schlusse sei noch die Echtheitsfrage kurz berührt. Es gab von jenem Momente etliche Zweifler an der Echtheit dieses Runen-

denkmales, als es erwiesen war, dass hier ein etruskischer Text vorliegt. Die Besorgnis, es könnte hier die Suggestion Jan Kollárs, der in seinem Werke „Staroitalia Slavjanská“ (= Das slavische Altitalien. Wien 1853.), behauptete, dass die etruskische Sprache eigentlich eine slavische war, die Lust zur Fälschung angeregt haben, dann, dass der Erwerber und Spender der Mumie der Kroate Michael v. Barić war, erzeugte nämlich einige Skepsis, doch wurde auch diese gerade durch nichtslavische Forscher bald beseitigt. Brugsch schreibt z. B. 1891 darüber: „Obwohl mehr als zwanzig Jahre seit meiner Bekanntschaft mit der Agramer Mumie verflossen sind, so kann ich doch heute noch mit aller Bestimmtheit behaupten, dass an eine Fälschung irgendwelcher Art nicht zu denken ist.“

Noch nachdrücklicher spricht sich Prof. J. Krall darüber aus, welcher schreibt (1892): „Wenn auf diesen zerfetzten, fleckigen, übelriechenden, verwahrlosten Binden mit der arg verwischten Schrift ein ägyptischer, hieratischer oder demotischer Text sich vorgefunden hätte, so würde niemand ernstlich mit der Frage nach der Echtheit sich beschäftigt haben. Tatsächlich sehen wir, dass die verschiedenen Forscher, welche das Denkmal gesehen, über den Schriftcharakter im Zweifel waren, an der Echtheit des Denkmals jedoch nicht den geringsten Zweifel gehegt haben.“

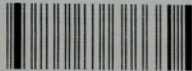
Die Echtheitsfrage wird, ganz abgesehen von den psychologischen Momenten, denn welche Motive sollen dem Fälscher hier vorgeschwebt sein, da es sich weder um materiellen Gewinn, noch um eine aufdringliche Reklame, die normale Begleiterin einer Fälschung, oder um einen persönlichen oder hypernationalen Ehrgeiz handelt, in erster Linie durch die naturwissenschaftliche Untersuchung beantwortet. Die Binde selbst hat sich auf die Untersuchung des Prof. Jul. Wiesner hier zweifellos als altägyptisches Fabrikat erwiesen, da sie ihrem Verhalten nach mit altägyptischen Binden identisch ist. Desgleichen ist die angewendete Tinte mit den Tinten echter ägyptischer Papyrus- und Leinwandinschriften identisch. Überdies müsste der Echtheitsgegner zum Beweise gezwungen werden, wieso diese Schriftbinden unter die Umhüllungsstücke der Mumie praktiziert worden seien, da dies völlig unerklärlich, ja unmöglich ist. Das Schlussurteil kann daher nur folgend lauten: so lange es nicht gelingt einen Mann nachzuweisen, der auf dem Boden ägyptischer Altertumskunde, etruskischer Sprachforschung und Paläographie in gleicher Weise zu Hause war, dem man daher eine Fälschung zutrauen könnte, ist die Annahme einer Fälschung überhaupt als undiskutabel anzusehen. —

Domoznanski oddelek

ŽUNKOVIČ D.
Slavische

4015

003 345



0601034



KNJIŽNICA IVANA POTRČA PTUJ

COBISS o

37₃